



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 1 Januar 2018

133. Jahrgang

Wider die Degradierung eines Berufsstands

Vom ersten Konvent der Pfarrerrinnen und Pfarrer im Schuldienst

Um es gleich vorwegzunehmen: Bayerische Pfarrerrinnen und Pfarrer im hauptamtlichen Schuldienst leisten hochmotiviert und hochqualifiziert eine wichtige Arbeit. So bewerten Vertreter des Staates und der Kirchenleitung übereinstimmend den Dienst evangelischer Pfarrer*innen an staatlichen (und kirchlichen) Schulen. Als „Pfarrer*innen mit Leib und Seele“ wirken sie sowohl seelsorgerlich-pastoral als auch auf hohem pädagogischen und theologischen Niveau. Ihren Dienst leisten sie jedoch unter problematischen Rahmenbedingungen. So beklagen viele Pfarrer*innen ihre rechtliche Situation als Lehrkräfte mit auf ein Jahr befristeten Abstellungsverträgen als ihrer Stellung und ihrem Einsatz absolut unangemessen.

Warum so lange?

Am 20. Oktober 2017 waren in Augsburg ca. 90 evangelische Pfarrer*innen im hauptamtlichen Schuldienst in Bayern zu ihrem ersten Konvent zusammengekommen. Eingeladen hatte eine Initiativgruppe von vier Pfarrern im Schuldienst unter dem Titel „Pfarrer*in im Schuldienst: Kerngeschäft oder Auslaufmodell?“ Damit hatten sie offensichtlich einen zentralen Punkt getroffen, wie die recht hohe Anzahl der Anwesenden belegt. Insgesamt bilden die ca. 230 Pfarrer*innen im Schuldienst die zweitgrößte Berufsgruppe nach

den Gemeindepfarrer*innen in der bayerischen Landeskirche. Die Tatsache, dass die Initiative zur Organisation erst jetzt erfolgte, mag daran liegen, dass die vermeintlich komfortable Situation als Pfarrer*in in der Schule als einer öffentlichen Institution heute keineswegs mehr so unproblematisch ist wie noch vor Jahren. Bislang verrichteten ganze Generationen von Pfarrer*innen diesen Dienst ohne einen ordentlichen Konvent. Offensichtlich gehörte der Religionsunterricht bis heute ohne jeden Zweifel zum ‚Kerngeschäft‘ eines jeden Pfarrers und einer jeden Pfarrerin, und es war eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit, dass an allen größeren Schulen ein/e hauptamtliche/r Pfarrer*in zum Einsatz kommt, so wie es Geist und Buchstaben des Staatsvertrages entspricht.

Neben der Initiativgruppe waren es auch die Abteilung D ‚Gesellschaftsbezogene Dienste‘ im Landeskirchenamt, insbesondere Kirchenrat Jochen Bernhardt, sowie der Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein, vertreten durch die 1. Vorsitzende Corinna Hektor, die den ersten Konvent ermöglichten.

Geänderte Rahmenbedingungen

Die Aktualität und Brisanz der Thematik des Tages liegt auch in der Situation der Unklarheit und des Umbruchs, in der sich Staat wie Kirche aktuell befinden. So herrscht

Inhalt

Artikel

Roland Spliesgart Schulpfarrer*innenkonvent	1
Werner Thiede Gemeinden vor Ort profilieren	5
Wolfgang Döbrich Ökumenisches Lernen	10
Wolfgang Zwickel Jerusalem	16

Wahl

15

Aussprache

Martin Ost Ich bin Modelleisenbahner	19
------------------------------------------------	----

Liebe Leserin, lieber Leser!

20

Bericht

Horst Jesse Partnerschaft	20
-------------------------------------	----

Jahresinhalt 2017

I-IV

Ankündigungen

22

Freud und Leid

24

Letzte Meldung

24

Impressum

24

derzeit bei den staatlichen Lehrkräften im Bereich der Gymnasien eher ein „Überangebot“ von Bewerbern für die Laufbahn des Studienrats. Auf kirchlicher Seite ist es umgekehrt der drohende Mangel an Pfarrer*innen in den Gemeinden sowie die derzeitige Diskussion um eine Neustrukturierung der kirchlichen Arbeit im laufenden Prozess von ‚Profil und Konzentration‘, kurz PuK. Diese Situation wirft zwangsläufig die Frage nach der Berechtigung und dem Sinn eines Religionsunterrichts durch VolltheologInnen auf. „Werden künftig Stellen aus der Schule zugunsten des Gemeindedienstes umgeschichtet?“ ist daher eine ebenso berechtigte Frage wie die nach den Rahmenbedingungen, die notwendig sind, um den Dienst weiterhin in guter Qualität und mit hoher Motivation ausüben zu können. Viele Pfarrer*innen sind derzeit verunsichert und in Sorge um die Zukunft ihrer Stellen, v.a. jene, die sich im Verlaufe ihrer langjährigen Tätigkeit im Schuldienst große Kompetenzen angeeignet haben und ihren beruflichen Schwerpunkt weiterhin an der Schule sehen.

Schule als Gewinnzone für die Kirche

Umgekehrt wurden die Kompetenzen der Schulpfarrer*innen von Seiten der Kirche bislang kaum wahrgenommen und seltenst abgerufen. Dabei begegnen Pfarrer*innen in ihrer täglichen Arbeit an den Schulen ausnahmslos einer kompletten Alterskohorte aus den Gemeinden, also den Mitgliedern der Volkskirche, angefangen von engagierten Mitarbeitern der evangelischen Jugend bis hin zu sog. Distanzierten, Kirchenkritikern sowie darüber hinaus einer beträchtlichen Anzahl derer, die in den Statistiken als ‚ohne Bekenntnis‘ geführt werden, d.h. Kindern von Ausgetretenen, interessierten Nicht-Christen und Mitgliedern von Freikirchen, mitunter fundamentalistischer Couleur.

Indem Pfarrer*innen im Religionsunterricht sich mit diesen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen über die Jahre hinweg auseinandersetzen, erwerben sie ein hohes soziologisches Wissen über die Einstellungen und Befindlichkeiten dieser Menschen und entwickeln automatisch ein pädagogisches Gespür dafür, wie sie diese erreichen können. Zugleich sind sie für diese Gruppe als Vertreter der evangelischen Landeskirche und zur kritischen Reflexion befähigte TheologInnen die ersten und leider meist auch die letzten Ansprechpartner einer dem Diskurs und der Pluralität verpflichteten Form von Religiosität sowie glaubhafte Zeugen gelebter Kirchlichkeit. Pfarrer*innen im Schuldienst nehmen damit eine zentrale Aufgabe des Pfarramtes in der Volkskirche wahr.

Differente Bedingungen vor Ort

In vier Eingangsvoten stellten die Organisatoren des Konvents jeweils ihre eigene Situation vor Ort vor. Dabei zeigte sich zum einen ein starkes ‚Nord-Süd-Gefälle‘. Während in den ‚protestantischen Kernlanden‘ in Franken die große Zahl evangelischer Schüler eine solide Basis für das Wirken der Pfarrer*innen darstellt und kirchliches Handeln allseits geschätzt wird (so Pfr. Quirin Gruber vom Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium in Oberasbach), führt in der bayerischen Diaspora deren geringe oder gar abnehmende Zahl zunehmend zur Zusammenlegung von Klassen und Jahrgangsstufen zu Religionsgruppen, dem häufigen Wechsel von Einsatzschulen der Pfarrer*innen bis hin zur Infragestellung ihres Dienstes (so Pfr. Dr. Roland Spliesgart im Dekanat Augsburg). Zum zweiten zeigten sich große Unterschiede im jeweiligen Schulklima hinsichtlich des Ansehens des Religionsunterrichts im Allgemeinen und der Stellung von Pfarrer*innen im Besonderen. Hier spielt die Einstellung der Schul-

leitung eine ganz entscheidende Rolle. An strukturellen Schwierigkeiten wurde u.a. die mangelnde Möglichkeit von Pfarrer*innen mit Abstellungsverträgen beklagt, eigenen Fachschaften vorzustehen und schulische Funktionen übernehmen zu können (so Pfr. Dr. Uwe Stenglein-Hektor von den Berufsschulen in Augsburg). An kirchlichen Schulen hingegen – wie das Beispiel der Wilhelm-Löhe-Schule in Nürnberg deutlich vor Augen führte – sind diese Probleme gänzlich unbekannt; hier besteht eine extreme Nachfrage nach den vorhandenen Plätzen (so Pfr. Mark Meinhard). Allenfalls gibt die ‚religiöse Übersättigung‘ der SchülerInnen Anlass zur Sorge. – Damit war das Spektrum an Themen eröffnet, die Pfarrer*innen im Dienst an bayerischen Schulen beschäftigen.

Hochmotivierte Pfarrer*innen

Der restliche Vormittag diente dem Austausch der anwesenden Schulpfarrer*innen, der in der Erarbeitung von Thesen in Arbeitsgruppen mündete.

„Religionsunterricht wird von denen gehalten, die gern und engagiert unterrichten.“ Dieser Satz war ebenso Konsens wie die Klage über die begrenzten Entwicklungsmöglichkeiten und die Nichtakzeptanz von Kompetenzen der Pfarrer wie der KSA im ‚System Schule‘ sowie die zunehmende Stellenunsicherheit auf Grund der auf ein Jahr befristeten Abstellungsverträge. „Solide Lebensplanung statt Leiharbeit!“ lautete daher eine Forderung, die bei weitem den größten Applaus des Tages erfuhr.

Der Pfarrerrolle in der Schule wurde eine „weitgehende kollegiale Akzeptanz“ attestiert, aus der sich gute Chancen für Seelsorge und pastorales Wirken ergeben. Gerade der Blick der Pfarrer*innen ‚von außen‘ sei für das ‚System Schule‘ ein wich-

tiger Faktor der Korrektur und somit der Stabilisierung. Als unbestritten wurde die volkshkirchliche und gesellschaftliche Relevanz des Religionsunterrichts empfunden: „Religionsunterricht leistet katechetische Basisarbeit, um christlichen Glauben sprachfähig zu machen und zu erhalten“, sowie Wertorientierung und -erziehung im Kontext gegenwärtiger Debatten und ermöglicht nicht zuletzt den Dialog mit divergierenden Weltanschauungen. Gerade Pfarrer*innen erleben als Lehrkräfte die Anfragen an die Relevanz ihres Unterrichts. Dabei erweisen sie sich als hochkompetent in Theorie und Praxis. Nicht zu unterschätzen ist die gute Integration und Wertschätzung der Pfarrer*innen in Kollegien und Schulleitungen. Sie sind niederschwellige Ansprechpartner und damit ‚Kirche vor Ort‘ in einer Situation zunehmender Kirchenferne. Schließlich wurde darauf hingewiesen, dass für einen kompetenten RU entsprechende (Fach-)Räume und finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen. Dabei wurden Kooperationen in und mit Fachschaften sowie Kirchengemeinden als überlebensnotwendig bezeichnet. An offenen Aufgaben für die Zukunft wurden genannt: eine vertiefte konzeptionelle Auseinandersetzung um einen zeitgemäßen Religionsunterricht, eine vergleichbare Wahrnehmung von Pfarrer*innen in Schule und Gemeinde durch die Kirchenleitung sowie die Institutionalisierung dieses ersten Konvents mit der notwendigen Gender-Gerechtigkeit.

Hochkarätiges Podium

Am Nachmittag fand eine Diskussion in einer hochkarätig besetzten Podiumsrunde statt. Besonders gespannt waren die anwesenden Schulpfarrer*innen auf das Statement des Leitenden Ministerialdirektors Herbert Püls. Dieser bekräftigte gleich zu Beginn den festen Willen der bayrischen Staatsre-

gierung zum Festhalten am konfessionellen Religionsunterricht. Insbesondere würdigte Püls den Beitrag ordinierter Pfarrer*innen. Religionsunterricht sei „Bildung von Herz und Charakter“, der auch Schulseelsorge und religiöse Angebote umfasse: „Der Pfarrer ist da und hat Zeit für jeden.“ Des Weiteren vermittele Religionsunterricht wesentliche Kompetenzen für das Zusammenleben in einer pluralen Gesellschaft und wirke so religiösen Konflikten entgegen. Abschließend lobte Püls die gute Zusammenarbeit von Staat und Kirche und warb für ein „weiterhin erfolgreiches Miteinander“.

OKR Detlev Bierbaum schloss sich in der Wertschätzung eines kompetenten Religionsunterrichts durch kirchliche Lehrkräfte ganz seinem Vorredner an. Für die Landeskirche stellten die auf Schule spezialisierten Pfarrer*innen einen großen Schatz dar. Zum einen eigneten sich diese ein beträchtliches ‚Wissen über die Welt‘ an, das den Blick weiten und etwa im Rahmen des PuK-Prozesses fruchtbar gemacht werden könnte. So habe die Landessynode ihren Blick zu sehr auf die Gemeinden konzentriert. „Wir brauchen“ – so Bierbaum – „diejenigen, die in dem Bereich der Sonderseelsorge tätig sind – die haben Pfadfinderfunktion –, weil Gemeinden nicht alles leisten können.“ Zum anderen könne durch gute Erfahrungen mit Pfarrer*innen im Religionsunterricht eine positive Kirchenbindung von „Menschen mit eigenen Fragestellungen“ erreicht werden, die nicht als Kirchenferne abqualifiziert werden sollten. Angesichts der guten Arbeit der Schulpfarrer*innen mahnte Bierbaum gegenüber dem Vertreter des Kultusministeriums noch einmal die unbefriedigende rechtliche und institutionelle Situation an, den diese mit den Begriffen „Leiharbeit“ und „Manövriermasse“ beschrieben hatten.

Die Vorsitzende des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der ELKB, Corinna Hektor, warnte vor zuviel Harmonie hinsichtlich des ‚Mehrwerts‘ von Pfarrer*innen im Schuldienst, denn dieser verursache auch Kosten, die zur Herstellung adäquater Arbeitsbedingungen aufgebracht werden müssten. Dabei erinnerte sie an die zahlreichen motivations- und qualitätshemmenden Faktoren, die allesamt und ausschließlich zu Lasten der betroffenen KollegInnen gingen: so die Rahmenbedingungen in Gestalt finanzieller Unsicherheit und einem Einsatz an bis zu fünf Einsatzschulen, die Verlagerung der Entscheidungskompetenz auf die mittlere Ebene mit dem Ergebnis ungleicher Bedingungen bis hin zu ungleicher Entlohnung je nach Schule bzw. Regierungsbezirk, die willkürliche Streichung und/oder Zusammenlegung von Fachschaften und die mangelnde Möglichkeit der Übernahme von Funktionsstellen etwa als Seminarlehrer durch Schulpfarrer*innen.

Ein konstruktiven Vorschlag zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Schulpfarrer*innen unterbreitete der Schulreferent für den Kirchenkreis Nürnberg, Kirchenrat Dr. Jürgen Belz. Er empfahl dem Staat, Pfarrer in längeren Zyklen anzustellen, etwa von fünf oder sechs Jahren.

Kirchenrat Andreas Weigelt von der Personalabteilung der ELKB, zuständig für Fortbildung und Salutogenese, plädierte angesichts der strukturellen Probleme für einen ressourcenorientierten Ansatz. Pfarrer*innen in der Schule sollten sich auf ihre Gaben und ‚das Wesentliche‘ ihrer Arbeit besinnen. Zudem stünden ihnen zahlreiche Fortbildungsangebote der Landeskirche offen, nicht zuletzt auch die Möglichkeit von Fortbildungsurlaub bei einer geplanten Rückkehr in den Gemeindedienst.

Kultusministerieller Hoffungsschimmer

Die Reaktion von Ministerialdirektor Püls war für die meisten Pfarrer*innen im Schuldienst und Vertreter der Kirche überraschend: Er verstehe die Probleme der Pfarrer*innen bestens, habe aber keine Lösung parat. Insofern könne er dem Vorwurf, die Arbeit der Pfarrer*innen würden durch die Abstellungsverträge zu „Leiharbeit“ degradiert, nicht widersprechen. In der Tat benötige das Ministerium die Gruppe der Pfarrer*innen als „Manövriermasse“, um sich in der Unterrichtsplanung „eine gewisse Flexibilität zu erhalten“ und Schwankungen zwischen Bedarf und vorhandenem ‚Angebot‘ an verbeamteten Lehrkräften ausgleichen zu können.

Gleichwohl zeigte der Leitende Ministerialdirektor einige Lösungsmöglichkeiten auf, mit denen sich die Rahmenbedingungen der Pfarrer*innen im Schuldienst zeitnah und erheblich verbessern ließen:

1. Zur Sicherung der Stellen und des Gehalts der Pfarrer*innen sei denkbar, ihre Stunden nicht auf das Deputat der Schule anzurechnen, wenn es zu Problemen mit der Stundentafel kommt.
2. Vorstellbar sei auch die Sicherung der Stunden der Pfarrer*innen zu beispielsweise 50%. In diesen beiden Fällen seien Verhandlungen mit dem Finanzminister nötig.
3. Schulische Entwicklungsmöglichkeiten und Laufbahnwege könnten für Pfarrer*innen im Schuldienst, deren Dienstherr die Landeskirche ist, geöffnet werden, wenn der Staat – ggf. befristet – zum Dienstvorgesetzten bestimmt würde.

4. Entscheidungen der mittleren Führungsebene (Schulleitungen, Bezirksregierungen), die den Religionsunterricht mitunter als reinen ‚Kostenfaktor‘ betrachten, müssten durch klare Regelungen ‚von oben‘ ersetzt werden.

5. Eine Streckung der Vertragslaufzeit für Pfarrer*innen im Schuldienst auf einen längeren Zeitraum, etwa von fünf bis sechs Jahren, ließe sich durch eine andere Rechtsprechung herstellen. Damit wäre die vertragliche Befristung für Pfarrer*innen im Schuldienst beendet.

Wie gehts weiter?

Die hohe Teilnehmerzahl machte deutlich, dass die Zusammenkunft zu einem Konvent der bayerischen Pfarrer*innen im hauptamtlichen Schuldienst tatsächlich ein Gebot der Stunde war. Vieles, was die KollegInnen bewegt, wurde deutlich ausgesprochen und erstmals öffentlich sichtbar. Dabei wurden insbesondere strukturelle Schwierigkeiten deutlich, an denen zu arbeiten nun die Aufgabe der Verantwortlichen ist. Im Folgenden sollen die wichtigsten Ergebnisse des ersten Konvents thesenhaft festgehalten werden:

1. Pfarrerinnen und Pfarrer im hauptamtlichen Schuldienst leisten an vielen Orten hochmotiviert und hochqualifiziert ihren Dienst.
2. Das bayerische Kultusministerium hält weiterhin am konfessionellen Religionsunterricht fest und schätzt besonders den Einsatz von Pfarrer*innen zur Bildung von Herz und Verstand.
3. Evangelischer Religionsunterricht vermittelt Kulturbildung und Differenzkompetenz, ist insofern eine wichtige Stütze der Gesellschaft und wirkt fundamentalistischen Tendenzen entgegen.

4. Schulpfarrer*innen als Experten für Theologie und Kirche erfüllen eine wichtige volksskirchliche Aufgabe und nehmen damit eine zentrale Aufgabe des Pfarramtes wahr.

5. Die evangelische Landeskirche bekundet ihr Festhalten an der Abstellung von Pfarrer*innen in den hauptamtlichen Schuldienst, denn Schule ist Gewinnzone für die Kirche.

6. Schulpfarrer*innen erwerben durch ihre tägliche Arbeit wichtige soziologische und pastorale Kompetenzen der Wahrnehmung und des Umgangs mit Menschen aus verschiedensten Milieus.

7. Der Wertschätzung evangelischer Pfarrer*innen im Schuldienst stehen Rahmenbedingungen gegenüber, die den Dienst stark belasten.

8. Durch die auf jeweils ein Jahr befristeten Abstellungsverträge wird ein ganzer Berufsstand de facto zur mobilen Reserve für den Staat degradiert.

9. Will der Staat weiterhin Pfarrer*innen in den Schulen einsetzen, müssen die rechtlichen Rahmenbedingungen an vielen Stellen nachjustiert werden.

10. Innerhalb der Landeskirche muss eine Diskussion darüber geführt werden, wie die Bedingungen von Pfarrer*innen im Schuldienst sein müssen, damit diese ihren Dienst gut, gerne und wohlbehalten verrichten können. Wenn die Landeskirche Pfarrer*innen in die Schulen schickt, dann muss sie ihnen auch den Rücken stärken!

Dr. habil. Roland Spliesgart, Pfarrer im Schuldienst im Dekanat Augsburg und Privatdozent für Kirchengeschichte an der LMU München

Wie gestaltet sich evangelische Kirche in Bayern künftig? Die aktuellen Reformbestrebungen unter der Überschrift „Profil und Konzentration“ (PuK) werden hier bestimmend sein. Im Folgenden ist zu überlegen, welche Auswirkungen dieses Programms sich für die Wirklichkeit und Konzeption der Ortsgemeinden ergeben dürften – und welche vermieden werden sollten¹.

Der strategische Leitsatz B, der auf der Frühjahrssynode 2017 mitbeschlossen wurde, lautet: „Die ELKB ist Teil der weltweiten christlichen Gemeinschaft, die ihre Mitte in der heilsamen Botschaft des Evangeliums hat. Sie gestaltet diese Gemeinschaft in konkreten Lebensräumen jeweils den unterschiedlichen Kontexten entsprechend und ermöglicht vielfältige Formen von Gemeinden und Beteiligung. Sie macht die gute Vernetzung von Gemeinden untereinander, in der Ökumene und im Sozialraum vor Ort zu einem Qualitätsmerkmal.“ Es fällt auf, dass Kirche hier zunächst einmal überregional definiert ist. Daraufhin ist von Gemeinden so die Rede, dass es angeblich „vielfältige Formen“ derselben gebe. Nicht nur der Begriff der „Beteiligung“ wird ihnen der Bedeutung nach gleichrangig zur Seite gestellt, sondern überhaupt gelten im PuK-Papier, das der Synode vorlag, nun all die anderen denkbaren oder konkret erfahrbaren Gemeindeformen als „gleichwertig gegenüber der Parochialgemeinde“ (19). Das ist in dieser Form ekklesiologisch einigemaßen radikal gedacht.

Was weiter auffällt, ist der Um-

¹ Mit dem vorliegenden Beitrag setze ich fort, was ich in Nr. 12/2017 (199–203) unter der Überschrift „Raum für mehr Kirche“ dargelegt habe.

stand, dass die „Vernetzung von Gemeinden“ des Öfteren angesprochen wird, wobei dann der „Sozialraum vor Ort“ nur als eine unter anderen Vernetzungsmöglichkeiten erscheint. Fettgedruckt heißt es im PuK-Papier, das der Frühjahrssynode vorlag: „Parochialgemeinden müssen sich als Teil von Handlungsräumen verstehen, die diese über die entsprechenden Gremien mitgestalten, dann aber auch an den verabredeten Schwerpunktsetzungen mitwirken“ (17).

Solch autoritäres „Müssen“ könnte mitunter in eine Überforderung von Gemeinden münden, statt sie zu fördern. Der hier vorausgesetzte Grundgedanke, parochiale Gemeinden stärker im Raum zu vernetzen, hat gewiss seine Logik und seinen Charme, sollte aber den Sinn und die Wirklichkeit von Ortsgemeinden nicht überfremden oder überstrapazieren.

Sodann fällt auf, dass das PuK-Konzept sich indirekt angesichts des häufigen Redens von „Vernetzung“ deutlich als vom Denken in den neuen Dimensionen des Digitalen bestimmt erweist: Vielfach dürfte an die Nutzung jenes „Netztes“ gedacht sein, das bekanntlich als mobiles oder stationäres Internet funktioniert.

Demgegenüber erscheint herkömmliche „analoge“ Gemeinschaft in Gestalt örtlicher Kirchen- oder Kerngemeinden fast automatisch relativiert. Und Personalgemeinden, Richtungsgemeinden, Kommunitäten und virtuelle Gemeinschaftsräume wirken jedenfalls eher oder mindestens genauso **up to date**; alle wären miteinander zu vernetzen. Ist das theologisch und insbesondere nach reformatorischen Kriterien ausreichend durchdacht?

Ausrichtung auf Hochverbundene?

Als Grundaufgabe ist im strategischen **Hauptleitsatz** mit an vorderster Stelle genannt: „geistliche Gemeinschaft leben“ (41). Welche Art von Gemeinschaft aber, welche Gemeinschaftsformen sind hier gemeint? Das Papier fragt sehr bewusst: „Was bedeutet geistliche Gemeinschaft vor Ort, wenn sie gleichzeitig Teil einer weltweiten Gemeinschaft ist?“ (10). Stehen da noch lutherische Impulse im Hintergrund, die bekanntlich auf konkrete Versammlungen und gelebte, diakonisch-liebevollle Gemeinschaft(en) im Kontext der örtlichen Kirchengemeinden verweisen²? Gewiss auch, doch eben nicht mehr nur: „Die Gemeinden werden ihre Funktion behalten als stabile Präsenz vor Ort, aber wir werden regional auch andere Formen von Begegnung, Kausalbegleitung, situativer Seelsorge und geistlichen Angeboten brauchen“ (3). Dieses PuK-Votum für „andere Formen von Begegnung“ beruft sich darauf, „dass für viele Menschen – auch für viele unserer Mitglieder – die traditionellen Sozialformen der Kirche nicht primär das sind, was sie suchen und wo Antworten auf ihre Lebensfragen vermuten.“ Offenkundig ist hier alternativ neben Personal- und Richtungsgemeinden vor allem an „digitale Räume“ als zeitgemäße Sozialformen gedacht (wohl namentlich an **Social Media**, die von Kritikern auch schon als „unsoziale Medien“ bezeichnet worden sind³).

² Dazu meine Ausführungen in: Evangelische Kirche – Schiff ohne Kompass? Impulse für eine neue Kursbestimmung“, Darmstadt 2017, 96 ff.

³ Hans Magnus Enzensberger warnt: „Netzwerke wie Facebook nennen sich ‚sozial‘, obwohl sie ihren Ehrgeiz

Derart relativierend wird man kirchentheoretisch insbesondere dann argumentieren, wenn man theologisch „bedürfnisorientiert“ arbeitet, sich also im Rahmen von Paul Tillichs beliebter „Methode der Korrelation“ schwergewichtig am Pol des menschlichen Fragens ausrichtet. Könnte es indessen sein, dass der Antwortpol des Evangeliums doch eher die Gemeinschaftsform der Kirchengemeinde im Sinne der von den Reformatoren gemeinten „Versammlung“ unter dem Wort und des liebevollen Einander-Verbundenseins in geistlicher *communio*⁴ nahelegt? Oder gilt es tatsächlich um der Zeitgemäßheit willen dieses Herkömmliche im Zeichen technologischen Fortschritts zu transzendieren und zu transformieren? Ist heutzutage gewissermaßen eine *communio sanctorum 2.0* anzupeilen?

Der Vernetzungsgedanke unterstellt mit der Offenheit des Netzes einen besseren Zugang zu den in der Ortsgemeinde selbst nicht so Zugänglichen, den nur wenig Verbundenen. Leitend wird von daher die Überlegung, das Arbeiten in Handlungsräumen ermögliche, „dass sich auch die kirchenge-meindliche Arbeit mehr an der Gesamtheit der Mitglieder orientiert“ (17). Eher bedauernd heißt es in diesem Zusammenhang, derzeit fließe ein hoher Anteil personeller

daransetzen, ihre Kundschaft so asozial wie möglich zu behandeln. Wer solche Freunde haben will, dem ist nicht zu helfen“ (Wehrt Euch! In: F.A.Z. vom 28.2.2014, zit. nach <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/enzenbergers-regeln-fuer-die-digitale-welt-wehrt-euch-12826195.html>). Vgl. auch Werner Thiede: *Digitaler Turmbau zu Babel*, München 2015, 99 ff.

4 Vgl. z.B. Christoph Schwöbel: *Gott in Beziehung*, Tübingen 2002, 379ff und 430ff; Miguel M. Garjjo-Guembe: *Gemeinschaft der Heiligen. Grund, Wesen und Struktur der Kirche*, Düsseldorf 1988.

Ressourcen in die (Kontakt)Pfleger hochverbundener Mitgliedschaft; Kerngemeinde bekomme eine hohe Aufmerksamkeit – „dabei zählen mindestens drei Viertel unserer Mitglieder nicht zur aktiven (Kern) Gemeinde.“ Deshalb peilt PuK das Ziel an, dass künftig nur noch 50 Prozent der Arbeitskraft von Hauptamtlichen im parochialen Dienst in die Pflege der geistlichen Heimat gehen sollten (18).

Der Praktische Theologe Klaus Raschzok (Neuendettelsau) stützt übrigens diese Sichtweise, indem er dafür votiert, dass die gesamtkirchlich anstehende „Refokussierung der missionarischen Aufgabe“ sich nicht länger auf die Gewinnung Hochverbundener richten dürfe⁵. Vielmehr solle eine alternative *polyzentrische* Kirchenentwicklung der Pluralität von sozialen Praxen der Mitglieder Rechnung tragen. Es gelte, Räume für selbstgewählte Formen der religiösen Praxis zu eröffnen und damit zu rechnen, dass sich Nähe und Distanz zur Kirche in unterschiedlichen biographischen Situationen variabel konstellieren würden. Neben kirchlicher Verbundenheit durch soziale Nähe gebe es ja auch die Verbundenheit durch soziale Distanz – und sogar das Umschalten zwischen beiden Verbundenheitsmodi. Bei distanzierten Kirchenbindungsformen handele sich keineswegs um Entkirchlichungsphänomene, wie Raschzok unter Bezugnahme auf die 5. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft sagen kann, sondern um Formen der Kirchenbindung, die es der Mehrheit der Kirchenmitglieder erlaubten, unter den Bedingungen einer modernen Gesellschaft ein stabiles und den eigenen Lebensumständen entsprechendes Verhältnis zur Kirche zu pflegen. Deshalb fordert er

5 Klaus Raschzok: In den Raum gestellt (II), in: *Korrespondenzblatt* 6/2017, 102–107, hier 103.

das Aufrechterhalten von offenen „Ermöglichungsräumen“⁶.

Diese strategische Überlegung überzeugt angesichts der Gesamtlage aber keineswegs zwangsläufig. So ist Pfarrer*in Kathrin Oxen vom EKD-Zentrum für evangelische Predigtkultur überzeugt: „Eine Volkskirche werden wir nicht bleiben können, wir werden eine Jüngerkirche werden.“⁷ Wenn Oxen Recht hat, würde das eher für die Orientierung am Ziel einer Kirche Hochverbundener sprechen. Wie freilich eine missionarische Ausrichtung auf Hochverbundene zu bewerten wäre, hängt von der jeweiligen theologischen Position ab. Grob skizziert lässt sich sagen, dass liberale Theologie solche Hochverbundenheit für nicht so wichtig erachten, konservative oder gar evangelikale Theologie hingegen sie als konstitutiv im Hinblick auf wahre Kirchenzugehörigkeit und verheißungsvolle Kirchenentwicklung betrachten dürfte⁸.

6 Klaus Raschzok: In den Raum gestellt (I), in: *Korrespondenzblatt* 5/2017, 79–85, hier 81 f. Bereits 2009 hatte Uta Pohl-Patalong Gedanken geäußert, die sich im PuK-Papier wiederfinden: Die Parochie werde nicht mehr lange die dominierende Form christlicher Gemeinde sein; wer von der Parochie nicht mehr erreicht werde, könnte möglicherweise anderswo erreicht werden; so müsse es viele kirchliche Orte geben, die alle auf ihre Weise Gemeindecharakter hätten (Vielfältige Kommunikation des Evangeliums, in: *Praktische Theologie* 44 [2009], 25–31)

7 Synodenbeitrag, zit. nach Hans-Joachim Vieweger: Ein neuer Reformprozess – mit Chancen und Risiken, in: *ABC-Nachrichten* 1/2017, 9–12, hier 10.

8 Zu bedenken bleibt, dass es in der Verfassung der ELKB in Artikel 20 heißt: „In der Kirchengemeinde verwirklicht sich Gemeinde Jesu Christi im örtlichen Bereich.“ Und weiter: „Die Kirchengemeinde hat die Aufgabe, das Gemeindeleben in ihrem Bereich zu gestalten. Sie hat für die

Dem PuK-Programm kommt es auf Hochverbundenheit offenbar weniger an. Ausdrücklich heißt es: „Die Evangelisch-Lutherische Kirche entwickelt in allen Räumen zukunftsorientiert geistliche Formate und Glaubensangebote (Exerzitien, Rituale, Kasualien, Segnungen, Seelsorge etc.) weiter, die Menschen eine intensive, aber zeitlich abgegrenzte Begegnung mit dem Evangelium und mit dem Heiligen ermöglichen, ohne sie auf Dauer mitgliederschaftlich an die Volkskirche binden zu wollen“ (24). Demgegenüber gilt es aber zu bedenken, was Gerhard Wegner, Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, ausführt: Schon seit den ersten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen habe sich ein „prägender Mythos“ herausgebildet, wonach die realen Kirchengemeinden eher eine Verfallsform des Christlichen seien; in ihnen würden sich vor allem Restbestände der Mitgliedschaft finden, die eigentlich längst aus der Gesellschaft ausgewandert seien; viel spannender seien doch die „Distanzierten“ – wobei jedoch die in den Kirchengemeinden anzutreffenden Menschen „genau jene sind, die sich der Kirche und dem christlichen Glauben am stärksten verbunden fühlen. Diese aber, so meint man, würden sich nur mit sich selbst beschäftigen.“⁹ In Wahrheit sei das nie genau untersucht worden: „Statt einmal genau hinzuschauen, was die der Kirche treu Verbundenen und sich religiös Engagierenden tatsächlich denken und tun, richtet sich das Augenmerk vieler Kirchenleitungen – und

Verkündigung des Evangeliums in Wort und Sakrament zu sorgen, den Dienst der christlichen Liebe zu üben und die religiöse Bildung zu fördern; sie hat den missionarischen Auftrag in der Welt mit zu erfüllen.“

9 Gerhard Wegner: „...dafür braucht es Gemeinden“, in: Korrespondenzblatt 6/2017, 107-113, hier 108. Nächste Zitate ebd.

zwar je stärker die Krise offensichtlich wird, umso deutlicher – eher auf die anderen: auf die, die sich in Distanz zur Kirche befinden.“

Wie eine Hinterfragung des PuK-Programms liest sich, was Wegner weiter beschreibt: „Die neueren Entwicklungen, die nunmehr quer durch Deutschland das Schwerkgewicht der Ressourcen auf die mittleren Kirchenebenen legen und damit die Gefahr heraufführen, dass die Gemeinden faktisch weiter marginalisiert werden, werden durch die Vorstellung der Möglichkeit neuerer Gemeindeformen jenseits der Parochie legitimiert. Tatsächlich aber geht es ja oft genug ... nicht wirklich um die Bindung sich selbst organisierender Gemeinden, sondern um die Bereitstellung religiöser und sonstiger Dienstleistungen, die sich an den unter den distanzierten Christenmenschen vermuteten religiösen und sozialen Konsumentenwünschen orientieren.“ Tatsächlich legt das PuK-Papier im Zuge einer Mindergewichtung von Ortsgemeinden zu Gunsten neuerer Gemeinde- und Gemeinschaftsformen „das Schwerkgewicht der Ressourcen auf die mittleren Kirchenebenen“, indem es betont vom Handlungsraum-Konzept her anstelle von Kirchengemeinden die Dekanate favorisiert: „Der Gedanke ‚Raum‘ korrespondiert mit der schon lange in der ELKB vorherrschenden Erkenntnis, dass die mittlere Ebene gestärkt werden muss. Hierbei sind in erster Linie Dekanatsbezirke im Blick. Teilweise sind Dekanatsbezirke aber größer als z.B. Sozialräume. In diesem Fall ist an Substrukturen von Dekanatsbezirken zu denken. In anderen Fällen ist es sinnvoll, Handlungsräume über mehrere Dekanatsbezirke hinweg zu konzipieren. Es wird vorgeschlagen, den Begriff ‚Handlungsraum‘ zu verstehen als den Dekanatsbezirk oder Teil eines Dekanatsbezirks oder Vielfaches von Dekanatsbezirken“ (14). Kurz und

gut: Es geht um „handlungsfähige Größen von Dekanatsbezirken“ (15)¹⁰. Der „Raum“ werde künftig normalerweise der Dekanatsbezirk sein. Helmut Völkel, der Personalchef der ELKB, unterstreicht: „Die Verantwortung muss noch konsequenter als bisher auf diese Ebene, also die Dekanatsbezirke, übergehen, die am besten wissen, wo die Bedarfe sind und wo sie künftig Schwerpunkte setzen müssen.“¹¹

Geschützte Anders-Orte

Nun ist es zweifellos sinnvoll, dass über Gemeinden auch in sie unmittelbar übergreifenden Größen nachgedacht wird, also räumlich benachbarte Gemeinden „sich aufeinander beziehen und kooperieren“ (20). Solches kann in der Regel gut auf Dekanatsebene organisiert werden. Doch sollte diese Ebene auch nicht überschätzt oder womöglich überfordert werden. So warnt der Synodale Hans-Joachim Vieweger, dass in PuK eine „abstrakte Raumebene eine unangemessen große Bedeutung bekommt. Und das in einer Zeit, in der sich andere evangelische Kirchen genauso wie das katholische Erzbistum München und Freising gerade wieder von der Zentralisierung auf der so genannten ‚mittleren Ebene‘ verabschieden.“¹²

10 Konsequenter geht das PuK-Papier „vom Dekanatsbezirk als Grundform des Handlungsraums“ aus (19, 31)

11 OKR Helmut Völkel im Interview „Pfarrberuf zwischen Idylle und Alltag“, in: Evangelisches Sonntagsblatt aus Bayern 37/2017, 3.

12 Vieweger, a.a.O. 10. Der katholische Theologieprofessor Herbert Haslinger macht in seinem Buch „Gemeinde – Kirche am Ort“ (2015) auf eine analoge Entwicklung in der römischen Kirche aufmerksam: Durch Fusionen und Zusammenlegungen seien Pfarreien und neue Strukturgebilde entstanden, die in ihrem Umfang kleinen Diözesen glichen. Demgegenüber habe doch das Zweite Vatikanische Konzil

Der Grund für solche Verabschiedungstendenzen dürfte mit der Erkenntnis zu tun haben, dass der ortsgemeindlichen, also direkten Beziehungsebene doch ein größeres Gewicht zukommt, als in neuerer Zeit oft angenommen wird¹³. So erklärt Gerhard Wegner: „Wer verlässliche Weitergabe des Glaubens will – die letztlich niemals ohne Familien läuft –, der braucht Gelegenheiten und Angebote an Beziehungen; Einübung in den Glauben funktioniert nicht abstrakt-medial.“¹⁴ Im Unterschied

eindeutig definiert, Gemeinde sei Kirche am Ort. Statt weiter Großpfarreien zu etablieren, müsse neu bewusst werden, dass gerade die Menschen vor Ort das bilden, was man kirchlich „Gemeinde“ nennt. 13 Jan Hermelink zufolge ist die wichtigste Leistung der Parochie die verlässliche, leicht auffindbare Präsenz, die das Wort Gottes in der lokalen Öffentlichkeit hörbar und sichtbar macht: „Indem die kirchliche Organisation ... sich an vorgegebenen Ortsgrenzen orientiert und traditionsreiche Gebäude unterhält, markierte sie die geschichtliche Vorgegebenheit des Evangeliums und darin nicht weniger als die immer schon zuvorkommende Gnade Gottes. ... Dass die Ortskirche prinzipiell offen, dass die Pfarrperson prinzipiell für alle Christen vor Ort zuständig ist, das markiert schließlich die genuine Voraussetzungslosigkeit des christlichen Glaubens selbst“ (Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens, Gütersloh 2011, 132 f.).

14 Wegner, a.a.O. 108. Kurt Rommel fragt mit Recht: Muss sich nicht „in unseren Gemeinden etwas von einer familia dei, in Gottes Namen etwas Familiäres entwickeln?“ (Kirche im Jahr 2000, Stuttgart 1987, 20). „Denn nur solche Hausgemeinden können von ihrer Größe und Eigenart her so beim Christwerden helfen und im Christsein begleiten, wie es nötig und nicht mehr vielen Familien möglich ist“ (21). Hilfreiche Vorschläge für organisierte Nähe unterbreitet Andreas von Maltzahn: Weniger ist anders. Plädoyer eines Bischofs für eine

zur Gemeinschaftsorientierung in Kirchengemeinden erfolge eine Außenorientierung deshalb nicht automatisch, weil sie stets mit erheblichem zusätzlichem Energieaufwand verbunden sei, der irgendwoher bestritten werden müsse. Die neueste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung habe – gegen ihre eigene Intention und entgegen der Tradition ihrer Vorgängerinnen! – erkennbar die Bedeutung der Kirchengemeinden wiederentdeckt. Da überrasche vor allem eine Zahl, die interessanterweise in der Auswertung zunächst übersehen worden sei: „So fühlen sich 45 % der Kirchenmitglieder ihrer Ortsgemeinde sehr und ziemlich verbunden und ebenso etwa 44 % der evangelischen Kirche insgesamt. Die Landeskirchen, andere evangelisch-diakonische Einrichtungen fallen demgegenüber weit ab.“ Demnach erweist sich die Kirchengemeinde – ganz nüchtern und rein faktisch – nach wie vor als „die mit Abstand wichtigste Drehscheibe von Kirchenmitgliedschaft. Die seit vielen Jahrzehnten gepflegte Vorstellung von der Existenz einer großen Gruppe von Evangelischen, die sich der evangelischen Kirche als solcher verbunden fühlen, aber zu den Kirchengemeinden aufgrund deren randständiger Existenz Abstand halten würden, ist mit diesen Zahlen widerlegt.“¹⁵ Wie Wegner ausführt, gibt es um die Hochverbundenen herum einen Resonanzraum von etwa 45 Prozent der Mitglieder, die prinzipiell das entscheidende Potenzial für eine kirchliche Kommunikation darstellen: „Sucht man nach kommunikativen Potenzialen, so liegen sie in diesem Feld, und nicht unter den Distanzierten.“ Durch die Präsenz der Kirche als Ortsgemeinde gewinne die evangelische Kirche einen Großteil ihrer Sichtbarkeit

neue kirchliche Präsenz in der Fläche, in: zeitzeichen 11/2016, 16–18.

15 Wegner, a.a.O. 109 f. Nächstes Zitat ebd. 111.

in der Fläche¹⁶. „Die der Kirche Höherverbundenen zeigen nicht nur in allen religiösen und kirchlichen Dimensionen höhere Werte auf. Sie sind auch diejenigen, die insgesamt gegenüber Innovationen in der Kirche aufgeschlossener sind.“ Damit ergebe sich die große Bedeutung einer meist kirchengemeindlichen oder jedenfalls intensiveren kirchlichen Kommunikation gerade bei denjenigen, die neue Formen und eine sich insgesamt experimentell verstehende Kirche haben wollten. Eine besonders große Bedeutung hätten Kirchengemeinden zudem hinsichtlich der Gewinnung und Aktivierung von Ehrenamtlichen; auf deren Kosten gehe es, sobald man Kirchengemeinden fusioniere.

Es gibt also gute Argumente, die Tendenzen in Richtung einer Marginalisierung der parochialen Ortsgemeinden hinterfragen – und für ihre Neugewichtung als von der Kirche angebotene und geschützte „Anders-Orte“¹⁷ sprechen. Nicht

16 Es liegt am Tage: „Durch die Sichtbarkeit der Kirche in der Ortsgemeinde gewinnt die evangelische Kirche insgesamt ihre Sichtbarkeit“ (Wegner, a. a. O. 113). Martin Abraham bemerkt: „Je mehr die christliche Durchdringung der Gesamtkultur abnimmt, desto stärker wächst der Bedarf an profilierten Gemeinden, die für ihre Region eine Art ‚Leuchtturmfunktion‘ erfüllen können“ (Evangelium und Kirchengestalt. Reformatorisches Kirchenverständnis heute, Berlin 2007, 533).

17 Vgl. Nicole Grochowina: Gemeinden als Anders-Orte – eine Perspektive für Gegenwart und Zukunft? in: DtPfrBl 6/2017, 330–335. Die Autorin plädiert „für Gemeinden als ‚Anders-Orte‘ mitten in einer Welt, die zwar als post-säkular gilt, aber ihr Bedürfnis nach Sinnstiftung nicht mehr unbedingt in kirchlichen Gemeinden stillt“ (331). Anders-Orte seien solche Gemeinden, „an denen die Logik des Evangeliums regiere, an denen also die Verschiedenheit nicht nur

von ungefähr moniert Corinna Hektor am PuK-Programm einen durchgehenden „Ton einer Abwertung von Ortsgemeinde und bestehenden Formen“¹⁸. Vieweger vermerkt: PuK „kann – obwohl immer wieder auf die Bedeutung dezentraler Entscheidungen hingewiesen wurde – auch auf Kosten der Gemeinden gehen und ihnen Handlungsspielräume nehmen. Zu Recht hat der Gemeindebund Bayern im Vorfeld der Synode den negativen Unterton des ‚PuK‘-Papiers gegenüber den Kirchengemeinden kritisiert. So hieß es ursprünglich, die parochiale Gemeinde sei ‚in ihrer oft statischen Selbstbezogenorganisation zu wenig einladend! Eine Behauptung, die von den Verfassern des Impulspapiers aufgrund der Kritik zurückgezogen wurde.“¹⁹

Schon vor über einem halben Jahrhundert hatte Hugo Schnell der ELKB den biblisch²⁰ begründeten

erduldet, sondern angenommen und zugleich das Geheimnis der gegenseitigen Liebe und zugewandten Brüderlichkeit nicht aus dem Blick verloren werde.“

18 Corinna Hektor: Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist, aber..., in: Korrespondenzblatt 6/2017, 93-102, hier 97.

19 Vieweger, a.a.O. 9.

20 „Mit ihrer klaren Orientierung an der vor Ort lebenden Gemeinde und dem in das Predigtamt berufenen Gemeindepastor oder der Gemeindepastorin entspricht das Kirchen- und Gemeinde-Bild der überwiegenden Mehrheit der Kirchenglieder sehr deutlich den auf die Kirche Jesu Christi bezogenen Grundweisungen des Neuen Testaments und der reformatorischen Bekenntnisschriften“ (Gisela Kittel u.a.: Kirche der Reformation? Erfahrungen mit dem Reformprozess und die Notwendigkeit der Umkehr, Göttingen 20172, 363). In diese Richtung argumentiert bereits mein Beitrag „Der Sinn von Kirche. 25 Thesen zum Kirchenverständnis“ in: Korrespondenzblatt 12/2007, 166 f.

Sachverhalt ins Stammbuch geschrieben: „Die Kirche darf in keinem Augenblick vergessen, daß sie sich aus den Gemeinden aufbaut, daß sie in ihnen und aus ihnen lebt.“²¹ Der verstorbene Schweizer Dogmatiker Walter Mostert hat unterstrichen, die Universalität der Kirche bestehe nicht in der Zentralorganisation, sondern darin, dass „unendlich viele endliche Gemeinschaften existieren, die alle im Namen des gleichen Herrn versammelt sind. In jeder Kirchengemeinde auf der ganzen Welt existiert die Kirche.“²² Auch Klaus Raschok sieht die Ortskirchengemeinde als „Kirche in nuce, da in ihr alle Vollzüge prinzipiell möglich sind und auch im Wesentlichen, wenn auch fragmentarisch, stattfinden. ... Ziel ist ein Verständnis der Ortskirchengemeinde als ‚Nukleus‘ der gesamten modernen Volkskirche. Diese Bewusstseinsarbeit hat zunächst in der Pfarrerschaft selbst und dann in den Leitungs- und Entscheidungsgremien vor Ort wie dem Kirchenvorstand einzusetzen.“²³ Im Geiste Luthers betont gleichermaßen der Wittenberger Pfarrer Alexander Garth: „Die Ortsgemeinde als Gemeinschaft der Getauften und Glaubenden bildet die Kirche, nicht aber die Institution.“²⁴

Auch laut Gisela Kittel ist jede Gemeinde „in vollem Sinn Kirche Jesu

21 Hugo Schnell: Die überschaubare Gemeinde, Hamburg 1962, 42

22 Walter Mostert: Jesus Christus – Anfänger und Vollender der Kirche. Eine evangelische Lehre von der Kirche, Zürich 2006, 75. „Für die Kirche folgt daraus, daß die kirchliche Ortsgemeinde die primäre Erscheinungsform der Kirche ist“ (76).

23 Raschok II, a.a.O. 103 f.

24 Alexander Garth: Gottloser Westen. Chancen für Glauben und Kirche in einer entchristlichten Welt, Leipzig 2017, 166. Garth beklagt den Trend in der EKD „zur Hierarchisierung und Zentralisierung“ (167) und fordert: „Wir müssen näher an die Menschen“ (175)

Christi“ – und kann daher weder von einer anderen Gemeinde noch von einem übergemeindlichen Gremium oder Leitungsamt bedrängt oder aufgelöst werden²⁵. Kittel und ihre Mitautoren rufen aktuell in Erinnerung: „Nach etwa zwanzig Jahren Strukturumbau der Evangelischen Kirche zeigen sich die angerichteten Schäden unübersehbar. Sie sind vor allem in jenen Landeskirchen und Kirchenkreisen zu spüren, die im sogenannten ‚Reformprozess‘ kühn voranschritten.“ Eine bedenkliche Verschiebung im evangelischen Kirchenverständnis habe sich ereignet – mit den Folgen einer Umdeutung des Predigtamtes, einer unevangelischen Vorordnung bestimmter Ämter und Dienste vor andere kirchliche Dienste und einer Veränderung in der Grundorientierung kirchlichen Lebens. Weil die christliche Kirche weithin nicht mehr als die Versammlung der Glaubenden gesehen werde, die auf das Wort ihres Herrn hört, sondern primär als soziale Organisation, sei die Selbsterhaltung des derart organisierten Apparates an die erste Stelle der Vorsorge gerückt: „So schreitet die Institution ‚Kirche‘ über engagierte und bisher ihren Gemeinden treu verbundene Gemeindeglieder hinweg.“ Droht nicht solches womöglich mit dem PuK-Konzept in der ELKB umgesetzt zu werden? Die Frage bleibt in dieser Hinsicht: Werden die Einwände und Gegenargumente im Verlauf der prozesshaften Umsetzung gehört und angemessen berücksichtigt werden? Vielleicht diagnostiziert sich der Prozess mit der Zeit auf Grund von kritischen Rückmeldungen selber, dass er die Ortsgemeinden noch einmal in anderer Weise wahrnehmen und fördern sollte.

Prof. Dr. Werner Thiede,
Neuhausen

25 Kittel u. a., a. a. O. 363. Nächste Zitate ebd. 360 f.

Ökumenisches Lernen – ein aktuelles Erbe von Ernst Lange und Paulo Freire

Die Wahlen am 24. September brachten ein erschreckendes Ergebnis. Knapp 13 Prozent entschieden sich für eine dezidiert rechtspopulistische Partei. Sie zeigt, dass viele Menschen den Lösungen nicht mehr trauen, die die etablierten Parteien angesichts der Probleme der Globalisierung anbieten. Ein zunehmender Teil der Bevölkerung hat schlichtweg Angst vor offenen Grenzen mit zunehmenden Flüchtlingszahlen. Man sucht wieder Halt im überschaubaren Bereich und an völkischen Parolen, die Zuflucht im vertrauten Nationalstaat anbieten. Der Soziologe Wilhelm Heitmeyer findet in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“ denn auch den Begriff „rechtspopulistisch“ für die AfD als zu verharmlosend: „Für mich steht die Partei für einen neuen Typus eines autoritären Nationalradikalismus. Eben weil es in erster Linie um die autoritäre Wiederherstellung von Kontrolle geht – über das eigene Leben, über die sozialen Verhältnisse, über die Grenzen.“¹ Erschreckend, dass dieser neue Nationalismus auch in vielen anderen Staaten Europas von Dänemark bis Ungarn, von Frankreich bis Polen Anhänger findet.

Diese Entwicklung stellt Europa, stellt aber vor allem Deutschland vor die entscheidenden Fragen: Wie kann der Rückfall in nationalstaatliches Denken angesichts der Herausforderung durch eine weiter zusammenwachsende Welt überwunden werden? Wie kann ein ‚globales Bewusstsein‘ geschaffen werden, das den Problemen der Kriege und der Ungerechtigkeit, der Klimaveränderung und der erzwungenen Migration gerecht werden kann?

1 In: Süddeutsche Zeitung, „Espresso“, am 4. Oktober 2017

Diese Fragen sind nicht neu. Sie beschäftigen Christen und Christinnen spätestens seit dem Beginn der „Ökumenischen Bewegung“ im letzten Jahrhundert, die sich dezidiert auch als Antwort auf Kriege und Zerstörung in diesem „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) verstand. Einer der großen deutschen Ökumeniker war der leider früh verstorbene Ernst Lange, der im Jahr 2017 90 Jahre alt geworden wäre. Die Ökumene war sein großes Thema – vielleicht auch aufgrund seiner immer gefährdeten Jugend im „Dritten Reich“. Ernst Lange wurde bekannt durch sein Wirken in der „Gemeinde am Brunsbütteler Damm“ in Berlin-Spandau (1959–1967). Er lehrte von 1963–1965 Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule in Berlin. Ein besonders herausragendes Wirkungsfeld sah er im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) in Genf, wo er von 1968–1970 als Direktor der Abteilung „Ökumenische Aktivität“ (Division of Ecumenical Action) und beigeordneter Generalsekretär arbeitete. So schrieb er selbst in seinem großen Bericht über die Ökumene: „Ich war nun in Genf beim Ökumenischen Rat der Kirchen. In gewisser Weise war ich zu Hause, denn diese ökumenische Bewegung war meine ‚Heimat‘, ihr Ziel mein ‚gelobtes Land‘.“² Hier wollte Ernst Lange der ihn immer mehr bedrängenden Frage nachgehen, wie Menschen, die von lokalen und nationalen Themen beherrscht waren, zur Weite eines weltumfassenden Bewusstseins gelangen könnten. Denn nur in einem globalen Denken sah er die Lösung angesichts der Gefahren eines engen Volkstumsdenkens oder gar eines Nationalismus, der sich vor dem „Fremden“ abgrenzt. Er

2 Ernst Lange, Die ökumenische Utopie oder Was bewegt die ökumenische Bewegung? Stuttgart 1972, S. 14

definierte das Problem: „In einer nur noch global zu begreifenden Welt lebt der Mensch unserer Zeit mit einem parochialen Gewissen. Das Problem besteht also darin, das Gewissen zeitgenössisch zu machen.“³

Wie kann eine Moral entwickelt werden, die den universalen Aufgaben von heute gerecht werden kann? Das Gewissen der Menschen ist immer noch auf die kleine Welt ausgerichtet, die der Mensch unmittelbar erfährt in der Nachbarschaft, Region oder vielleicht noch in der Nation. In Genf konnte Lange für ein ökumenisches, ein globales Bewusstsein arbeiten. „Die Menschen sollen über ihre Grenzen hinaussehen, hinausfühlen, hinausleben lernen. Sie sollen auf ihre Feindbilder verzichten. Das Fremde soll nicht mehr fremd sein für sie. Veränderung soll gesegnet und nicht mehr gescheut oder gar verflucht werden.“⁴ Welche Visionen verbanden sich für Lange mit der ökumenischen Bewegung, welche Perspektiven – gerade, wenn man die heutige Situation betrachtet!

Eine der ersten Aufgaben, die Ernst Lange in Genf zu bewältigen hatte, war die Vorbereitung und Begleitung der 4. Vollversammlung des ÖRK in Uppsala 1968 unter dem Thema: „Siehe, ich mache alles neu!“ Hier wurden die Fragen des Friedens und der Gerechtigkeit aufgenommen, die in diesen Jahren alle Welt bewegten. Besonders anregend waren die Verhandlungen in der Sektion VI mit dem Thema: „Unterwegs zu einem neuen Lebensstil.“ Dabei kam die neue Moral in den Blick, die allen Menschen, nicht nur den Christen, abverlangt ist, denen es um das Zusammenleben der Menschen auf dieser Erde geht. Ernst Lange sah diese neue Moral

3 Ernst Lange, Leben im Wandel, Gelnhausen/Berlin, 1971, S. 15 (kurssive Hervorhebung: EL)

4 Ernst Lange, ökumenische Utopie, a. a. O. S. 96f.

in der unbegrenzten Bereitschaft zum Dialog mit dem Mitbürger, dem Fremden, dem Gegner, ja mit dem Feind. Die Konflikte in der Welt müssen in Verhandlungen und Gesprächen angegangen und gelöst werden. Das ist letztlich nicht nur eine politische, sondern vor allem auch eine pädagogische Aufgabe. Alle anstehenden Konflikte haben auch einen Bildungsaspekt. Angesichts der „Kultur des Schweigens“ (Paulo Freire) der „Unterdrückten“ dieser Erde müssen die Verhandlungspartner für ihre Aufgabe oft erst ausgerüstet und befähigt werden.

Die ökumenische Bewegung ist für Ernst Lange: „die Entstehung und das Wachstum eines neuen universalen Problem-, Zusammengehörigkeits- und Auftragsbewusstseins“⁵ Und er klagt darüber, nein er leidet daran, dass dieser Prozess den nicht unmittelbar Beteiligten und das heißt der übergroßen Mehrheit der Menschen noch nicht bewusst geworden ist. Die ökumenische Vollversammlung in Uppsala beschloss die schon länger angestrebte Einrichtung eines „Office of Education“ in der Abteilung für Ökumenische Aktivität des ÖRK. Ein Team von Fachleuten sollte an der Aufgabe arbeiten, den Bereich der ökumenischen Bildung zu vertiefen, zu konzentrieren und zu qualifizieren⁶ Es ging darum, „to stir up all of God’s people for ecumenical understanding, active engagement in renewing the life of the churches, and the participation in God’s work in a changing world.“⁷

5 Ernst Lange, Vorwort zur Dokumentation „Bildung – ganz“ des Büros für Bildungsfragen beim ÖRK (1970), in: E. Lange, Sprachschule für die Freiheit, hg. v. Rüdiger Schloz, München/Gelnhausen, 1980, S. 102

6 Vgl. Ulrich Becker, The history of education in the World Council of Churches – a brief survey, in: Education Newsletter 2, 1998, S. 3–5.

7 U. Becker zitiert ebd. S. 4 aus dem „Uppsala Report“.

Unter den Pädagogen, die Ernst Lange zur Mitarbeit einlud, befand sich Paulo Freire, der durch seine Alphabetisierungsarbeit in Brasilien weltbekannt geworden war. Paulo Freire arbeitete zu dieser Zeit – nach Inhaftierung und schließlicher Ausweisung durch die brasilianische Militärregierung – in Chile. Als ihn Langes Einladung erreichte, hatte Freire gerade eine einjährige Gastprofessur in Harvard zugesagt. So teilte er Lange mit, dass er grundsätzlich bereit sei, als „Berater“ an das neue „Bildungsbüro“ in Genf zu kommen, aber seine Arbeit erst zum Jahresende 1969 aufnehmen könne.

Anfang 1970 traf Paulo Freire in Genf ein. Der frühere Ökumenereferent der Evangelischen Akademie Bad Boll, Werner Simpfendörfer, der auch zum Team des Bildungsbüros gehörte, beschrieb das erste Treffen zwischen Ernst Lange und Paulo Freire: „In einem Dorfstaurant begegneten sich die beiden zum ersten Mal. Es war ein bewegender Augenblick. Paulo Freire war wie verzaubert. Kongeniales Einverständnis blitzte auf. ‘This is a fantastic man!’ raunte Freire seinen beiden Kollegen zu, als Ernst Lange für einen Augenblick den Raum verließ, „we must get him on our staff!“ Die beiden klärten ihn auf: ‘He is our boss, Paulo!’ Von diesem Moment an ist die Freundschaft zwischen den beiden besiegelt, mehr noch: An einer befreienden ‘Pädagogik der Unterdrückten’ arbeiteten ja beide schon längst – Freire unter den Armen im Nordosten Brasiliens, Lange seit der ‘Gemeinde am Brunsbütteler Damm’, die er als ‘Ensemble der Opfer’ erlebt und begleitet hatte.“⁸ Leider sollte es zu der geplanten Zusammenarbeit im Bildungsbüro selbst nicht mehr kommen, denn Ernst Lange hatte zu diesem Zeitpunkt aufgrund mehrerer zeit- und kräfteraubender Erkrankungen, die 8 Werner Simpfendörfer, Ernst Lange, Versuch eines Porträts, Berlin 1997, S. 222f.

zu längeren Aufenthalten in der Nervenklinik führten, bereits seinen Rücktritt bei Generalsekretär Eugene C. Blake eingereicht. Er kehrte nicht mehr in das Ökumenische Zentrum auf dem „Heiligen Berg“ in Genf zurück. Dennoch sollten sich Ernst Lange und Paulo Freire auf ihre Weise noch eine Zeitlang begleiten und beeinflussen. Verfolgen wir ihre Wege der gegenseitigen Förderung und werfen schließlich noch einen Blick auf das Bildungsbüro im ÖRK, das das Erbe des eingeleiteten und projektierten „Ökumenischen Lernens“ bearbeitete.

Ernst Lange förderte das Bekanntwerden von Paulo Freire im deutschsprachigen Raum. Er schrieb ein brillantes Vorwort für die deutsche Ausgabe von Freires „Pädagogik der Unterdrückten“.⁹ Das Erscheinen dieses Werkes hatte für Lange einen Signalcharakter: „Für die zentralen Themen unserer nordatlantischen Zivilisation – z.B. Aufklärung, Emanzipation, Freiheit, Bildung, Bildungstheorie haben wir bisher immer nur uns selber für zuständig gehalten... Dass der brasilianische Pädagoge Paulo Freire – und gewiss nicht nur er – uns in der Tat etwas für unser eigenes Überleben Entscheidendes zu sagen hat, scheint mir sicher.“¹⁰ Paulo Freire erlebte nach Erscheinen dieses grundlegenden Werks 1970/71 – es wurde in 18 Sprachen übersetzt – eine begeisterte Rezeption und intensive Diskussion seiner Befreiungspädagogik in Europa. Natürlich konnten Praxis und Theorie der Alphabetisierung und Befreiung der an den Rand gedrängten Armen in Lateinamerika nicht unmittelbar auf die Verhältnisse im Norden der Welt übertragen werden, aber die Herausforderung, dass alle Menschen an der Gestaltung einer für alle lebenswerten Zukunft zu betei-

9 Ernst Lange, Einführung, in: Paulo Freire, Pädagogik der Unterdrückten, Stuttgart 1971.

10 Ebd. S. 9

ligen sind, wurde mehr und mehr bewusst.

Ernst Lange ermutigte besonders die Kirche, Paulo Freires Impulse aufzugreifen. Allzu lange hatte sie sich nach seinem Urteil auf die Erhaltung des jeweiligen Status quo konzentriert und die biblische Verheißungstradition, den „Exodus-Impuls“ missachtet. „Was sie braucht, ist die Einsicht in die Logik des Lernprozesses, der mit Abraham einsetzt und den sie fortsetzt: seine Konsequenz ist die immer neue Umwälzung, der immer neue Auszug aus dem Status quo.“¹¹ Lange verstand die Kirche als Lernbewegung, die vor allen anderen Institutionen auf die Herausforderungen der Zeit reagieren muss, um katastrophale Entwicklungen zu verhindern. Auch wenn sie nicht annähernd die Menschen und das Geld bereitstellen kann, um der weltweiten Aufgabe gerecht zu werden, ist sie doch zu verantwortlicher, phantasievoller und kreativer Mitarbeit herausgefordert. Es geht um „eine internationale Verschwörung der Pädagogen“, an der zu beteiligen, die Kirchen dringend aufgefordert sind. Schließlich „stellen sich alle großen Probleme der werdenden Weltgesellschaft – Hunger, Bevölkerungsexplosion, Umwelterhaltung, Veränderung der Strukturen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft, Emanzipation der Minderheiten – als fundamentale Bildungsprobleme in dem Augenblick, wo es um die Praxis der Veränderung geht.“¹² Nennt man dazu noch das Problem weltweiter Migration, dann erweist sich das Tableau globaler Herausforderungen heute genauso aktuell wie im Jahr der ersten internationalen Tagung „Bildung – ganz!“ des Büros für Bildungsfragen im ÖRK in Bergen/Holland (1970). Lange verhalf diesem Start der ökumenischen Bildungsarbeit durch die Gestaltung einer spannenden Dokumentation
11 Ebd S. 23
12 E. Lange, Vorwort, S. 106

mit seinem Vorwort zu großer Öffentlichkeitswirkung¹³. Umgekehrt unterstützte Paulo Freire seinen Freund Ernst Lange bei seinen Impulsen für die Erwachsenenbildung in Deutschland. Es war die Zeit harter Auseinandersetzungen um das „Antirassismusprogramm des ÖRK“, dem die Evangelische Kirche von Hessen und Nassau im Herbst 1970 einen Zuschuss aus Kirchensteuermitteln zugesagt hatte. Ernst Lange sichtete im Auftrag von Kirchenpräsident Helmut Hild die aus dem Streit entstandenen Briefe und Dokumente. Hier zeigte sich für ihn Erschreckendes. Die Tiefe der globalen Herausforderung einer Welt im Umbruch wurde in weiten Bereichen der Kirche und Gesellschaft nicht verstanden. Ernst Lange diagnostizierte das Problem im bereits erwähnten Manifest „Leben im Wandel“: „Für das Gewissen, die Moral und das Verantwortungsgefühl ist der Welthorizont ein unbekannter Horizont. Der Durchschnittsbürger kann deshalb Informationen und Herausforderungen aus diesem weltweiten Horizont moralisch gar nicht integrieren.“¹⁴ Dies umso mehr als er schon mit den Problemen seiner direkten Umwelt nicht angemessen umgehen konnte, wie Lange aus seiner Arbeit in der Gemeinde am Brunsbütteler Damm wusste, die er in ihrer Sprachlosigkeit erlebt und begleitet hatte.¹⁵¹⁵ Wie finden die Menschen aus Resignation und Lernunfähigkeit heraus?

Hier gab Freires „Pädagogik der Unterdrückten“ wichtige Anstöße. Seit Februar 1971 hatte Lange begonnen, im Zusammenwirken mit dem „Office of Education“ beim ÖRK auch in Deutschland eine Arbeitsgruppe zur Erwachsenenbildung einzurichten. Im Oktober lud er zu 13 Bildung ganz! Hg. vom Büro für Bildungsfragen beim ökumenischen Rat der Kirchen, Stuttgart 1971
14 E. Lange, Leben im Wandel, S. 14
15 Vgl. dazu: E. Lange, Chancen des Alltags, Stuttgart/Gelnhausen 1965

einer Tagung „Erwachsenenbildung als Funktion der Kirche“ in die Evangelische Akademie Hofgeismar ein. Paulo Freire berichtete über seine Erfahrungen in Brasilien und Chile. Leider konnte Ernst Lange sein vorbereitetes Referat aufgrund schwerer Erkrankung nicht halten. Es erschien wenig später in verkürzter Form in den „Evangelischen Kommentaren“.¹⁶ In diesem Entwurf zeigte Lange, wie fruchtbar viele Anstöße aus Freires „Pädagogik der Unterdrückten“ auch für die Situation in Deutschland werden können. Er erweiterte das überkommene Konzept von Erwachsenenbildung, das sich vor allem mit „Kompetenzzuwachs“ ohnehin lernwilliger Bürgerschichten befasste, um die Einbeziehung aller vom Wandel betroffener Menschen in die Gestaltung ihrer Gemeinde, ihres Landes, ihrer Welt auf allen Ebenen. Eine konfliktorientierte Erwachsenenbildung der Kirche muss nach Lange gerade mit den Menschen umgehen, die lernunfähig und mundtot gemacht worden sind. „Gesucht ist heute mehr denn je eine Kirche, die um das Erwachsenwerden der Menschen im religiösen und gesellschaftlichen Sinn besorgt ist. Gesucht ist eine ‚Kirche der Wachsenden‘.“¹⁷ Lange erinnert daran, dass der Christ, der Mensch, im Werden, nicht im Sein ist. Viele Impulse einer „Sprachschule für die Freiheit“ hat Ernst Lange von Paulo Freire aufgenommen.

Leider ging das fruchtbare Zusammenwirken dieser beiden genialen Pädagogen bald zu Ende. Im Juni 1974 nahm Ernst Lange noch als Mitglied der Ratsdelegation an einer Begegnung zwischen dem Rat der EKD und dem Mitarbeiterstab des ÖRK in Genf teil. Hier ging es um 16 E. Lange, Sprachschule für die Freiheit. Ein Konzept konfliktorientierter Erwachsenenbildung, in: Evangelische Kommentare, 5. Jg. 1972, S.204–209
17 Ernst Lange, Sprachschule, S. 209

die konkreten Programme des ÖRK, speziell um das „Programm zur Bekämpfung des Rassismus“. Danach fuhr Ernst Lange zur Jahrestagung seines „Orbisher Kreises“. Hier stand die Studie „Wie stabil ist die Kirche“ zur Debatte, in der Lange und sein Team in Hannover die erste Erhebung zur Kirchenmitgliedschaft der EKD aus dem Jahr 1972 ausgewertet hatten. Dann machte er sich auf den Weg ins Ferienhaus seiner Schwester in Windhaag/Österreich. Dort schied er am 3. Juli 1974 aus dem Leben. Sein Freund und Kollege Werner Simpfendörfer schließt sein Buch „Ernst Lange. Versuch eines Portraits“ mit einem Zitat aus Langes letzten öffentlichen Vortrag im Februar 1974: „Die Menschen gehen daran zugrunde, dass sie Ende und Anfang nicht zu verknüpfen verstehen.“¹⁸

Paulo Freire blieb noch weitere zehn Jahre in Genf. Dort arbeitete er neben seiner Beratertätigkeit im Bildungsbüro auch im „Instituto de Ação Cultural“ (IDAC), das von Exilbrasilianern gegründet wurde. Er kam zwar immer wieder im Rahmen von Vorträgen, Diskussionen, Buchpräsentationen zu seinem Sympathisanten- und Freundeskreis nach Deutschland, richtete sein Interesse aber bald erneut auf die Durchführung von Alphabetisierungsprogrammen in weiteren hilfsbedürftigen Ländern der Dritten Welt. Es war die Zeit, in der die „Nelkenrevolution“ am 25. April 1974 den dreizehnjährigen Kolonialkrieg Portugals beendete und den portugiesischen Kolonien den Weg in die Unabhängigkeit eröffnete.¹⁹

18 Werner Simpfendörfer, a.a.O. S. 253

19 Portugals Kolonialreich bestand Mitte des 20. Jahrhunderts aus Angola (1 246 700 qkm), Moçambique (783 000 qkm), Guinea-Bissau (36 125 qkm), Kapverdische Inseln (3929 qkm), Timor (14 925 qkm), Macao (16 qkm), Sao Tomé und Príncipe (964

Der Krieg hatte die Kräfte Portugals aber auch die seiner Kolonien aufgezehrt. Bitterame Staaten mit zerrütteter Ökonomie, rudimentärem Bildungs- und Gesundheitssystem suchten den Weg in die Moderne.

Paulo Freire und seine MitstreiterInnen waren überall gefragt. Er schreibt selbst über diese Zeit: „Während dieser zehn Jahre durchstreiften wir die Welt und arbeiteten in pädagogischen Aktionen der verschiedensten sozio-kulturellen Kontexte mit: von Alphabetisierungskampagnen in befreiten afrikanischen Ländern bis hin zu kulturellen Aktionen der feministischen Bewegung in Europa.“²⁰

Endlich – zum Ende der Militärdiktatur mit seinen politischen Öffnungen – konnte Paulo Freire am 2. Juli 1980 nach Brasilien zurückkehren. Er wurde Professor an der Pontifícia Universidade Católica de São Paulo und an der Universidade de Campinas. Von hier aus konnte er sich neben seiner Arbeit mit den Studierenden auch der Volksbildung widmen. Er begleitete die Arbeit der Teams von Kardinal Arns, die in Basisgemeinden wirkten. Auch betätigte er sich politisch in der PT (Partido dos Trabalhadores) im Umkreis von Luis Inácio Lula da Silva, dem späteren Präsidenten Brasiliens. Diese Partei verkörperte für Freire zur damaligen Zeit eine genuine politische Aktion und Reflexion, die von unten nach oben geht. Es war sein Traum, den er in seinen Büchern wie der „Pädagogik der Unterdrückten“ träumte.

qkm). Zum Vergleich Portugal: 92 082 qkm

20 Paulo Freire, Der Lehrer ist Politiker und Künstler. Neue Texte zu befreiender Bildungsarbeit, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 207. Paulo Freire arbeitete im Auftrag von ÖRK und IDAC beratend und begleitend mit den Regierungen von Guinea-Bissau, São Tomé und Príncipe, Angola und den Kapverden.

Paulo Freire ließ den Kontakt zu Deutschland nie abreißen. Er wurde kurz vor seinem Tode am 2. Mai 1997 zum Ehrendoktor des Fachbereiches Pädagogik an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg ernannt, jedoch konnte er diese Auszeichnung nicht mehr persönlich entgegennehmen. Viele Texte seines umfangreichen Gesamtwerks wurden ab 2007 in Zusammenarbeit mit dem Comenius-Institut von einem pädagogisch-theologischen Herausgeberkreis in deutscher Sprache veröffentlicht²¹.

Auch dem ÖRK blieb Paulo Freire zeitlebens verbunden. Im Rückblick urteilte er: „Diese Zeit war eine der besten, die ich in meinem Leben hatte, trotz der Entfernung von meinem Land, meinen Wurzeln, meinem Volk. Der Weltkirchenrat gab mir die Möglichkeit, ohne Angst zu leben. Ich bin sicher, ich werde die Korridore vermissen, die Menschen hier, die Offenheit, die hier herrscht. Ich wurde genau zu dem, was ich war – Paulo Freire.“²²

Wie ging es mit dem Büro für Bildungsfragen in Genf weiter? Im bereits erwähnten Bericht über seine ersten öffentliche Tagung in Bergen finden sich auch die Prinzipien seiner Erziehungs- und Bildungsarbeit, die von Paulo Freire geprägt wurden:

- eine kritische Analyse des Schulsystems und neue Prioritätensetzung für nicht-formale Erziehung;
- die Anerkennung, dass es keine neutrale Erziehung gibt und dass deswegen die Rolle der kirchlichen Erziehung zu begreifen ist, ob sie

21 Paulo Freire, Unterdrückung und Befreiung, Münster 2007; Ders., Bildung und Hoffnung, ebd.; Ders., Pädagogik der Autonomie, Münster 2013

22 Paulo Freire, a. a. O. S. 218.

Menschen befreit oder domestiziert; Kirchen sollten sich mit den Kräften in der Gesellschaft verbinden, die für eine Erziehung zu Freiheit und Wandel arbeiten;

- die dringende Notwendigkeit für die Kirchen, auf den Gebrauch von religiöser Erziehung als einem Mittel zum Selbsterhalt zu verzichten;

- eine breitere Beteiligung aller an Entscheidungen in Erziehungsfragen und für Problemlösungen mit den Menschen statt für die Menschen;

- eine grundsätzliche Neubewertung und Umgestaltung von Erziehungsprozessen mit Bewusstseinsbildung statt Belehrung;

- die Wiederentdeckung der globalen Dimension und Verantwortung des christlichen Glaubens mit der Konsequenz, dass Erziehung interkulturelles Bewusstsein entwickelt und nationalistischen oder konfessionalistischen Haltungen widerspricht und

- nochmalige Prüfung und Neufassung des Konzepts des Führungstrainings in Kirche und Gesellschaft im Licht der wechselnden Wahrnehmung des „ganzen Volkes Gottes“. Die Entwicklung einer reifen und wirkungsvollen Christenheit auf Erden erfordert eine Neubewertung des getrennten Ausbildungssystems von Amtsträgern und Laien.²³

Diese Grundsätze eines „Ökumenischen Lernens“ oder einer „Ökumenischen Bildung“ scheinen mir immer noch aktuell. Natürlich wurden

²³ Siehe die Zusammenstellung von Ulrich Becker in: Ders., *Ecumenical Formation*, in: *A History of the Ecumenical Movement*, Volume 3: 1968-2000, ed. by: John Briggs, Mercy Amba Oduyoye and Georges Tssetsis, World Council of Churches, Geneva 2004, S. 179f.

sie in der weiteren Entwicklung angereichert durch die Schwerpunktsetzungen, die der Ökumenische Rat auf seinem Weg vornahm. Da wurde in Zusammenarbeit mit der Kommission „Kirchliche Beteiligung an Entwicklung“ (CCPD) die Entwicklungsthematik, der Einsatz für die Armen und Unterprivilegierten, aufgenommen. Die Vollversammlung in Nairobi 1975 legte großen Wert auf die „true community“ und fügte der Genfer Abteilung noch die Programmeinheit „Erneuerung und Gemeindeleben“ an. Schwerpunkt in Vancouver 1983 war die elementare Bedrohung des menschlichen Lebens. So wurde die Dimension der Gegenseitigkeit und des Gemeinschaftslebens für das Lernen wichtig. Gemeinsam mit den Kindern für das Leben kämpfen ist nur möglich, wo Menschen jeglichen Alters miteinander und voneinander lernen. Lernen wurde in Vancouver als konstitutiv für die Kirche als Kirche erkannt. Der damalige Generalsekretär Philip Potter beschrieb die Kirchen in der Ökumenischen Bewegung als eine „Gemeinschaft des Lernens“.²⁴ So differenzierte sich der Begriff des „Ökumenischen Lernens“ weiter aus und fand Resonanz in den Mitgliedskirchen des ÖRK.

In Deutschland benannte Werner Simpfendörfer folgende Arbeits- und Erfahrungsfelder für das Ökumenische Lernen als „Einleben in den komplexen und widersprüchlichen Zusammenhang der Einen Welt“:

1. Primäre Erfahrungen des Welthorizonts durch lebendige Begegnungen, Besuche, Reisen, längerfristige Dienstleistungen und Mitarbeit.

2. Lernen von Mehrheiten, das über Einzelbegegnungen hinausgeht, wie Engagement für Flüchtlinge, Qualifizierung von Touristen, Leben und Lernen mit Kindern.

²⁴ Vgl. Ulrich Becker, a.a.O. S. 185

3. Sprachfähigkeit für das „Palaver“ (Ernst Lange) um die Zukunft und Dialog über Grenzen hinweg, wozu die „Sprache des Herzens“ nötig ist.

4. Verknüpfung der „kleinen Haushalte“ weltweit, sodass gemeinsames Lernen und Handeln im Welthorizont möglich wird.

5. Erfahren der eigenen Identität in der ökumenischen Begegnung. Klare Identitäten lassen ökumenische Partnerschaft entstehen.²⁵

Im Gefolge dieser Lernbewegung entstanden in Deutschland immens viele Aktionen und Programme: Partnerschaften mit anderen Kirchen wurden auf kirchlicher, dekanatlicher, gemeindlicher Ebene und im Bereich von „Werken und Diensten“ geschlossen. Sie führten zu Austauschprogrammen von Leitungspersonen, kirchlichen Mitarbeitenden, Lehrenden und Lernenden, Entwicklungshelfern und Freiwilligen. Gegenseitige Besuche wurden vereinbart und Verabredungen über gemeinsame Aktionen wie Partnerschaftssonntage, Informationsaustausch und Unterstützungsprogramme getroffen. Der Eine-Welt-Handel nahm immensen Aufschwung. Viele Gemeinden haben „Eine Welt-Läden“ oder zumindest Verkaufsaktionen mit Waren aus der „Dritten Welt“. „Brot für die Welt“ ist im Gemeindeleben, in Arbeitskreisen, im Religions- und Konfirmandenunterricht präsent. Landeskirchen und Gemeindegremien führen eigene Entwicklungsprojekte durch. Stiftungen helfen vor allem im Bildungsbereich.

²⁵ Vgl. Werner Simpfendörfer, „Sich einleben in den größeren Haushalt der bewohnten Erde“ – ökumenisches und ökologisches Lernen, in: Heinrich Dauber, Werner Simpfendörfer (Hg.), *Eigener Haushalt und bewohnter Erdkreis. Ökologisches und ökumenisches Lernen in der „Einen Welt“*. Mit einem Vorwort von Philip Potter, Wuppertal 1981


Es würde zu weit führen, alle Ebenen und Aktionen des „Ökumenischen Lernens“ aufzulisten. Jedenfalls haben viele Menschen im kirchlichen Bereich und weit darüber hinaus qualifizierte Wahrnehmungen der Einen Welt gehabt. Das „parochiale Gewissen“, von dem Ernst Lange sprach, ist in den vergangenen viereinhalb Jahrzehnten deutlich zeitgenössischer geworden. Wer weiß, wie ohne dieses umfassende „Ökumenische Lernen“ der letzten 50 Jahre die Bundestagswahl ausgegangen wäre. Das aktuelle Ergebnis zeigt aber, dass die Kirchen und Gemeinden in diesem Bemühen nicht nach-

lassen dürfen. In jeder Gemeinde sollte ökumenisches Lernen einen zentralen Platz im Leben haben. Nur so werden wir auch als Christen der drohenden Gefahr einer nationalistischen Verengung im Leben unseres Volkes entgegen-treten können. Immer noch aktuell ist die theologische Definition des Ökumenischen Lernens, die die EKD in ihrer einschlägigen Arbeits-hilfe vornimmt: „Es ist einerseits das Sich-einbeziehen-lassen in die Bewegung Gottes, der sich der Welt im umfassenden (= ökume-nischen) Sinn zuwendet, und es bedeutet andererseits, Menschen dazu zu befähigen, dass sie sich

‘einander öffnen und auch für das offen sind, was über ihr Denken und Handeln an ihrem jeweiligen Ort hinaus geht’²⁶

*Dr. Wolfgang Döbrich, Pfr. i. R.,
Feldafing*

²⁶ Kirchenamt der EKD, Ökumeni-sches Lernen. Grundlagen und Impulse. Eine Arbeitshilfe der Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland für Bildung und Er-ziehung, Gütersloh 1985, S. 16. Die EKD macht sich hier ein Zitat von Klaus Großmann zu eigen.

Wahl 	<h3>Neuwahl des Vertreters bzw. der Vertreterin der Pfarrer und Pfarrer*innen im Ruhestand</h3>	<p>Briefwahl durchgeführt. Alle Wahlberechtigten erhalten die Briefwahlunterlagen Anfang Januar. Sollte ein Wahlberechtigter in dieser Zeit keine Unterlagen erhalten, möge er sich bitte an die Geschäftsstelle wenden.</p>
	<p>Vorgeschlagen wurde innerhalb der vorgeschriebenen Frist:</p> <p>Pfarrer i.R. Albrecht Bischoff Gleichmannstr. 28 95326 Kulmbach</p> <p>Er ist zur Kandidatur bereit. Die Wahl wird - wie schon im Korrespondenzblatt angekündigt - als</p>	<p>Einsendeschluss für die Abgabe der Wahlscheine in der Geschäftsstelle ist der 07.02.2018 (Datum des Poststempels).</p> <p>Corinna Hektor, Pfarrer*in, 1. Vorsitzende Friedrich-List-Str. 5 86153 Augsburg</p>

Vorstellung von Pfr. i. R. Bischoff



Ihr sucht einen Beauftragten für die Ruheständler im Pfarrerverein?

Bei der letzten Wahl habe ich schon einmal

kandidiert, bin aber nur auf den 2. Platz gekommen.

Seit August 2017 bin ich selbst nun im Ruhestand, stehe aber nach wie vor zu meiner Kandidatur. Ich bin Mitglied des Pfarrervereins seit 36 Jahren, habe aber selbst darin noch nie ein Amt bekleidet.

Für mich ist der Pfarrerverein das Vertretungsorgan der Pfarrer*innen und Pfarrer unserer Landeskirche. Gerade angesichts der bevorste-

henden Ruhestandsversetzung des „Pfarrerbergs“ bedarf es einer auf-merksamen und loyalen Begleitung der Ruheständler in unserem Verein. Dafür möchte ich mich gerne für sechs Jahre zur Verfügung stellen.

Mein Name: Albrecht Bischoff, Pfr. i. R., verheiratet, wohnhaft in Kulmbach.

Jerusalem – eine Stadt mit vielen Grabungen, aber keinem Gesamtbild

Die Archäologie Jerusalems hat vieles gemeinsam mit den Ausgrabungen in deutschen Städten mit langer Vergangenheit. Die antiken Reste sind heute allesamt überbaut, Ausgrabungen sind nur möglich, wenn ein Neubau ansteht. So entsteht ein Flickenteppich von kleinteiligen Grabungsbefunden, die nur mühsam zu einem Gesamtbild zusammengesetzt werden können. In Jerusalem haben allerdings politisch geschaffene Strukturen die Rekonstruktion der Stadtgeschichte etwas erleichtert. Die Altstadt ist in ein christliches, ein arabisches, ein armenisches und ein jüdisches Viertel geteilt. Beim Wiederaufbau des völlig zerfallenen jüdischen Viertels konnte man großflächigere Ausgrabungen vornehmen. Und die sog. Davidsstadt, der Kern des antiken Jerusalem, wurde inzwischen von arabischen Wohnhäusern völlig geräumt, so dass auch dort größere Grabungen vorgenommen werden können. Allerdings gibt es ein anderes Problem, das sich in anderen Städten mit antiker Vergangenheit so nicht stellt. Der Staat Israel beansprucht ganz Jerusalem ungeteilt als Hauptstadt von Israel, was aber völkerrechtlich nicht anerkannt ist. Da man nach Völkerrecht in erobertem Gebiet ohne Friedensvertrag Ausgrabungen nur bei notwendigen Infrastrukturmaßnahmen durchführen darf, steht hinter vielen Grabungen ein völkerrechtliches Fragezeichen, das aber gerne übersehen und missachtet wird.

Zahlreiche Grabungsberichte zur Davidsstadt und zum jüdischen

Viertel der letzten Jahre vermitteln uns inzwischen ein recht anschauliches Bild von Jerusalem zu biblischen Zeiten. Aber auch die Umgebung der Stadt gerät zunehmend in den Blickpunkt der Forscher; sie kann einiges über die Bedeutung Jerusalems in unterschiedlichen Zeiten verraten. Und schließlich wurde viel Schutt vom Tempelplatz im Kidrontal abgelagert, als man eine unterirdische Moschee dort errichtete; das Durchwühlen dieses Schuttes ist auch ein Schwerpunkt der Forschungen der vergangenen Jahre.

Für die Zeit des Alten Testaments ist sicherlich die Davidsstadt der spannendste Bereich. Dieser Sporn, auf dem schon vor über 6 000 Jahren erste Siedlungsspuren nachgewiesen sind, hat extrem steile Flanken. Im Osten wird der Sporn vom Kidrontal begrenzt, im Westen vom heute stark mit Schutt aufgefüllten Stadt- oder Tyropoiontal. So war die antike Stadtanlage ideal geschützt. Das Siedlungsgebiet ist selbst bei optimistischen Annahmen maximal 200 m breit und dürfte allenfalls 500 m lang gewesen sein. Bei der Gichonquelle liegt das heutige Kidrontal auf einer Höhe von 645 m, die Kuppe der Siedlung dagegen bei 695 m – ein Höhenunterschied von 50 m auf einer Entfernung von gerade einmal gut 100 m Distanz. Dieses Gelände ließ sich nur schwer bebauen. Wer hier Mauern errichten wollte, musste ältere Siedlungsreste beseitigen. Daher darf es nicht verwundern, dass wir aus der Bronzezeit hier vor allem den Nachweis von

einzelnen Scherben in Felsspalten haben, aber kaum Mauern.

Aus der frühen jüdischen Königszeit haben sich zwar zahlreiche Mauern erhalten, aber ihre exakte Datierung ist oft höchst umstritten. Schon seit langem bekannt ist eine sog. Stepped Stone Structure, die den gesamten Abhang befestigte und die die Errichtung von Bauten erleichterte. Ihre eigentliche Funktion ist aber nicht bekannt. Manche Forscher verbinden sie mit dem sog. Millo (2 Sam 5, 9), der von Salomo erbaut worden sein soll. Andere Forscher nehmen an, dass die Anlage schon in der Spätbronzezeit oder wenigstens in der Eisenzeit I errichtet wurde. Möglicherweise wurde sie erbaut, um den Abhang zu versteifen, damit oberhalb ein größeres Gebäude errichtet werden konnte.

In den folgenden Jahrhunderten wurde die Davidsstadt immer wieder bis in die römische Zeit hinein besiedelt. Aber nie waren alle Ausgrabungsareale gleichzeitig besiedelt. Entweder es wurden ältere Bauten beseitigt, um neue dort gründen zu können, oder aber einzelne Partien des Areals blieben wegen der Steilheit des Geländes unbewohnt.

Nördlich an die Davidsstadt schloss sich seit Salomonischer Zeit das Tempelareal an. Immer wieder wurde erwogen, ob nicht auch schon in der Bronzezeit der Jerusalemer Tempel hier gestanden hat. Aber das würde voraussetzen, dass das Tempelareal völlig freistand und nicht geschützt war. Weil im Tempel stets wertvolle Dinge aufbewahrt wurden, ist diese These wenig wahrscheinlich. Da auf dem gesamten Tempelareal keine Ausgrabungen durchgeführt werden dürfen, muss aber alles Spekulation bleiben. Schon das Verlegen von neuen Elektroleitungen auf dem Areal und der Fund von einigen

Scherben dort erregte vor einigen Jahren großes Aufsehen, obwohl die Funde eigentlich nichts aussagen. Noch mehr wird derzeit eine andere Fundgruppe ideologisch ausgeschlachtet. Ab 1996 wurde der Bereich der sog. Salomonischen Ställe, einer großen Halle mit Substruktionsbauten im Südosten des Tempelplatzes, in eine unterirdische Moschee umgebaut. Für die Zugangsrampe wurde Schutt entfernt, den man im Kidrontal ablagerte. Seit 2004 durchsieben nun israelische Archäologen unter der Leitung von G. Barkay diesen Schutt und finden, wie nicht anders zu erwarten, alle möglichen Relikte aus der Geschichte der Stadt. Auch wenn diese Funde immer wieder als sensationell dargestellt werden, sind sie doch eigentlich unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten wertlos. In ihrem heutigen Zustand sind sie ohne ursprünglichen Fundzusammenhang, sind also nur als Fundstücke, nicht aber als in einen Fundzusammenhang einordbare Funde relevant. Sie sehen zum Teil schön aus, können aber nichts mehr unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten aussagen und sind Funden aus dem Antikenhandel gleichzustellen. Aber selbst wenn diese Schuttmassen unter archäologischer Aufsicht in einer kontrollierten Grabung freigelegt worden wären, wären sie ohne wissenschaftlichen Mehrwert gewesen. Das Gelände dort wurde irgendwann mit Schutt aufgefüllt, und dieser Schutt kann von überall in Jerusalem kommen, also nicht zwingend vom Tempelplatz selbst.

Über den Salomonischen Tempel sind wir somit nur über die biblischen Texte informiert. Hierbei lässt sich ein älterer Grundstock von jüngeren Überarbeitungen trennen. Die Tempelgerätschaften wie das Eherne Meer, die Säulen Jachin und Boaz oder die Kesselwagen ordnen sich hinsichtlich ihrer Ikonographie bestens ins

10./9. Jh. v. Chr. ein. Nimmt man die ikonographische Aussage dieser Gerätschaften ernst, dann wird hier die sich ständig erneuernde Schöpfung wiedergegeben, die mit dem Gott JHWH verbunden wird. Diese Aussage finden wir biblisch neben dem älteren Schöpfungsbericht (Gen 2-3) erst wieder bei den spätvorexilischen und exilischen Propheten Jeremia und Deuteronesaja.

Kleinste Beobachtungen auf dem heutigen Tempelareal dürften aber einen anderen biblischen Text bestätigen. In einer Vision hat der Prophet Ezechiel (Kap. 40-44) einen zunächst rein fiktiven Entwurf für den Wiederaufbau des Tempelplatzes festgehalten. Der Grundbestand dieses Textes dürfte aus der Exilszeit stammen, wurde aber nachexilisch noch stark erweitert. Das Areal dieses neuen Tempelplatzes, auf dem kein Palast mehr stehen sollte, sollte nach den Vorstellungen Ezechiels 500 x 500 Ellen (250 x 250 m) groß sein. Unter dem heutigen Pflaster auf dem Tempelplatz findet sich im Nordwesten ein großer Eckstein, die östliche Außenmauer weist an einer Stelle einen Knick um 1° auf, was als Hinweis auf eine Bauerweiterung gedeutet werden kann, und an einer dritten Stelle im Südwesten gibt es einen seltsamen Knick bei einem Eingang zum Tempelareal. Zeichnet man all diese Punkte auf einem Plan des heutigen Tempelareals ein, so lassen sie eine alte Fläche von 250 x 250 m erkennen. Offenbar hat man sich beim Wiederaufbau des Tempelareals an dem fiktiven Entwurf des Propheten orientiert und seine Vorstellungen in die Realität umgesetzt. Auch auf dem Garizimwählten die Samaritaner, als sie dort im 5. Jh. einen Tempel errichteten, offenbar den Ezechiel-Text als Grundlage; allerdings musstensie sich aus statischen Gründen das Tempelareal auf rund 100 x 100 m beschränken.

Einige der spannendsten Funde in der Davidsstadt wurden mehr oder weniger zufällig erzielt und haben noch gar nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen. Zwei Fiskalsiegel belegen offensichtlich Abgaben an das Königshaus. Solche Siegel waren schon seit einiger Zeit bekannt, allerdings nur aus dem Antikenhandel. Nun wurden sie auch bei lizenzierten Grabungen gefunden, was die Echtheit dieser Siegel bestätigt. Möglicherweise können sie in die Zeit Manasses datiert werden, einem König, von dem wir trotz seiner langen Regierungstätigkeit eigentlich nichts wissen. Damit ergeben sich völlig neue Einsichten in die politische Geschichte dieser Zeit.

In Jerusalems Umgebung wurden zahlreiche Ausgrabungen und Oberflächenuntersuchungen durchgeführt. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sagen sehr viel über die Stadt selbst aus. M. Köszeghy, ein ungarischer Forscher, der die Umgebung Jerusalems näher betrachtet hat, nannte sein einschlägiges Buch „Keine Stadt lebt für sich allein!“. Er konnte nicht nur aufzeigen, wo die Friedhöfe Jerusalems lagen, sondern auch, dass diese Stadt vor allem ab dem späten 8. Jh. von zahlreichen Bauernhöfen und Gutshöfen umgeben war, die Zulieferer waren. Als 733/722 v. Chr. nach der Eroberung des Nordreichs Israel das Stadtareal erheblich anwuchs und viele Flüchtlinge aus dem Nordreich aufnahm, konnte sich die nun rund einen Quadratkilometer große Stadt nicht mehr selbst versorgen. Vielmehr mussten nun Nahrungsmittel in die Stadt gebracht werden, und diese Aufgabe übernahmen eben jene Bauernhöfe. Zudem gab es nun einen neuen ökonomischen Schwerpunkt für die Wirtschaft in der Umgebung Jerusalems: Im Norden der Stadt wurde Kalkstein abgebaut und zu Kalk, später aber auch zu

Kalksteingefäßen und Ossuaren (Kalksteinkisten für die Sekundärbestattung und zur Aufbewahrung der Knochen von Verstorbenen) verarbeitet. Dieses Nischenprodukt verbesserte die wirtschaftliche Situation der Region erheblich. Ein weiteres wichtiges Ergebnis seiner Untersuchungen war, dass die Kornkammer der Stadt im Südosten im Rephaimtal einige Kilometer außerhalb der Stadtmauern lag. Als die Philister nach 2 Sam 5,18 eben diese Rephaimebene besetzten, wollten sie auf einfache Art die Stadt schwächen. Die Ernte zu zerstören war weniger mühsam als die Belagerung einer Stadt, brachte die Bewohner aber auch in große finanzielle Schwierigkeiten.

Eine viel diskutierte Frage der letzten Jahre war auch die Nachweisbarkeit der Stadtmauer Nehemias (Neh 3). Nehemia soll, als er 445 v. Chr. nach Jerusalem kam, dort den Bau einer Stadtmauer angeordnet haben. Eine altorientalische Stadt galt erst dann als wirkliche Stadt, wenn sie umfriedet war. Nun findet man aber bei den Ausgrabungen keine bedeutende Mauer aus der Zeit Nehemias. Wahrscheinlich handelte es sich nur um eine Art symbolische Mauer, die das in Ruinen liegende Jerusalem wieder als Stadt vorstellen sollte. Die vielen Tore in der Stadtmauer des Nehemia waren ohnehin ein Schwachpunkt der Stadtanlage, so dass die Mauer sicherlich nicht Verteidigungszwecken diente.

Für die neutestamentliche Zeit fanden in den letzten 20 Jahren einige sensationelle Erfolgsmeldungen starke Beachtung. Ein im Antikenhandel erworbenes Ossuar soll die Aufschrift tragen: „Jakob, Sohn des Josef, Bruder des Jesus“. Abgesehen davon, dass die Authentizität der Inschrift stark bestritten wird, waren diese Namen zur Zeit Jesu so verbreitet, dass sie sich nicht eindeutig für den biblischen Jesus

und dessen Bruder Jakobus und deren Vater Josef bestimmen lassen. Schätzungsweise dürfte es damals etwa 10 Personen in Jerusalem gegeben haben, auf die diese Namenskonstellation zutrifft.

Die Sensationspresse verband damit weitere Thesen. Das Ossuar aus dem Antikenhandel soll angeblich ursprünglich aus einem Grab stammen, das schnell als Grab der Familie Jesu identifiziert wurde. Solche hochspekulative Thesen wurden mit großem Aufwand verbreitet, halten aber einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht stand. Hinter diesen schnell und populistisch vorgetragenen Thesen steht in der Regel eine Absicht: Archäologie ist teuer und muss immer wieder Geld für weitere Forschungen rekrutieren. Wer große öffentliche Aufmerksamkeit genießt, bekommt auch wieder leichter Sponsorengelder, insbesondere aus dem fundamentalistischen Bereich, der strenge wissenschaftliche Überprüfungen der Fakten nicht wahrnimmt oder wahrnehmen will.

Gute wissenschaftliche Arbeit hat es in diesem Umfeld nicht immer leicht. Aus der neutestamentlichen Zeit möchte ich aber doch noch auf drei Befunde hinweisen, die unser Wissen über das Jerusalem zur Zeit Jesu stark erweitert haben. Im Süden der Stadt wurde im Stadttal der ursprüngliche Siloah-Teich freigelegt. Es handelt sich um ein großes nahezu rechteckiges Becken, das mit gestuften Treppen umgeben war. In der Altstadt konnte der antike Cardo mit Einkaufsläden rechts und links freigelegt werden. Nicht nur hier, auch an anderen Stellen der Stadt kann man sogar auf den römischen Pflastersteinen gehen – Steine, auf denen wohl auch schon Jesus und seine Jünger gingen. Schließlich wurde im Hinnom-Tal auch ein Grab gefunden, in dem auffallend viele Ausländer bestattet wurden, die offenbar bei Pilgerreisen in Jerusalem verstarben. Der Be-

fund erinnert an Mt 27, 3-10. Allerdings zeigt dieses Grab nur an, dass es solche Gräber für Fremde in neutestamentlicher Zeit gab, kann aber nicht als Beleg dafür herangezogen werden, dass dieses Grab eben das Grab ist, das mit den 30 Silberlingen des Judas erworben wurde.

In Jerusalem wurden allein in den letzten 20 Jahren noch weit mehr relevante Funde gemacht. Sie alle zusammenzutragen würde mehrere Bücher ergeben. Grabungen in Jerusalem fanden immer auch mit der Absicht statt, die Bibel zu beweisen. Der Nachweis eines römischen Pflastersteins oder der Existenz der Stadt in alttestamentlicher Zeit bestätigt jedoch nicht die Glaubensaussagen der Bibel. Solche Funde können nur die biblische Lebenswelt verständlicher machen. Sie können illustrieren, wie die Welt zur Zeit Davids oder von Jesus aussah. Für David fehlt noch immer jeglicher Nachweis von irgendwelchen Bauaktivitäten dieses Königs, und Jesus war nur einer von Tausenden Pilgern, die jährlich nach Jerusalem kamen. Ausgrabungen helfen, die Welt der Verfasser, die die biblischen Texte geschrieben haben, besser zu verstehen und damit anschaulicher zu machen.

Prof. Dr. Wolfgang Zwickel, Universität Mainz

Literatur:

K. Galor/H. Bloedhorn, *The Archaeology of Jerusalem. From the Origins to the Ottomans*, New Haven/London 2013.

M. Köszeghy, *Keine Stadt lebt für sich allein: Jerusalem und seine Umgebung vor dem babylonischen Exil (Alter Orient und Altes Testament 421)*, Münster 2015.

M. Küchler, *Jerusalem. Ein Handbuch und Studienreiseführer zur Heiligen Stadt (Orte und Landschaften der Bibel IV,2)*, Göttingen 2014

Ich bin Modelleisenbahner.
Zur Immobilie Bayreuther
Str. 1, Nürnberg

Ich bin Modelleisenbahner. Seit über zwanzig Jahren nur in Gedanken: Das Pfarrhaus gab mit feuchtem Keller, vergiftetem Dachboden und vier Kinderzimmern den Raum nicht her. So habe ich lange Zeit sogar das Schloss, das der Unternehmer in unserem Dorf bewohnt, neidvoll angesehen: Es wäre nicht zu heizen und die Unterhaltskosten könnte ich nicht tragen – aber wie könnte man da bauen, doppelgleisig, mit langen Strecken für lange Züge. Ein Miniatur-Miniaturwunderland!

Ich bin Modelleisenbahner: Ich spüre den Zauber des leeren Raumes, der leeren Fläche, die man mit der eigenen Welt füllen kann. Weichen stellen, die Richtung bestimmen, das Tempo. Schöpfer sein: Alles ist endlich, wie ich es erträumt habe und in Wirklichkeit nicht machen kann.

Schöpfer sein: Ob unsere Oberkirchenräte das Haus in Nürnberg angeschaut haben mit dem neuen Gleisplan in Gedanken? Oder hat man es wirklich nur des Ertrages wegen gekauft, weil man Geld unterbringen und sichern wollte und dann erst kamen die Gedanken?

Ich weiß es nicht, will auch nicht spekulieren, ob man die Synode wirklich ausbooten oder einen Sachzwang für Beschlüsse schaffen wollte. Es interessiert mich auch nicht, ob Erträge zu erwarten sind bei „einem mittleren zweistelligen Millionenbetrag“ als Kaufpreis und mindestens halb so viel für die Renovierung bzw. den Umbau. Das sollen die verantworten, die es beschlossen haben. Und der Rechnungsprüfungsausschuss der Synode wird hoffentlich nachforschen und darüber öffentlich berichten. Da ist es freilich immer schon zu

spät, aber man kann wenigstens alles auf den Tisch legen, den entsprechenden Mut vorausgesetzt.

Was mich interessiert, ist der Traum einer neuen Schöpfung: Nicht einer Modelleisenbahn, nicht Kirche in HO, sondern real: Kirche so machen, wie man sie immer schon wollte. Ohne die Eierschalen der Geschichte, ohne „das kommt daher, dass früher“, ganz neu. So, wie man es im Kopf hat und die Powerpoint Präsentationen es so wundervoll in Worte fassen. Kirche nach Plan. Wir sind es zwar nicht, die Kirche leiten, sagt unser viel und ausschnittweise zitierter Reformator, aber das ist ein Satz für sonntags, das Reich zur Linken hat „eigene Regeln“ oder so.

Also Kirche neu bauen. Bloß „die Menschen“ sind dann immer noch da, auch, wenn zur linken Hand schon mit den Austritten der kommenden Jahre geplant wird. Die „Gemeindeglieder“ also sind bei solchem Schaffen das Problem, weil sie immer anders denken und handeln als sie sollten. Vielleicht aber kann man mit neuen Strukturen auch diese Menschen in Bewegung bringen? Sie so irritieren, dass sie nicht „ja aber“ sagen, sondern begeistert mitmachen? Blöd wäre, wenn sie austräten. Ach, diese Menschen – ohne sie ließe sich leichter planen; auf meine Eisenbahn kann ich sie in 1:87 dahin stellen, wo ich sie haben will und es muss nicht einmal eine Beerdigung, Hochzeit oder Taufe sein, damit sie neben der Kirche stehen.

Unsere ELKB schafft – im Unterschied zu mir als Modellbahner – nicht „ex nihilo“, sie muss Bestehendes abbauen und an einen neuen Ort verpflanzen, um das Neue zu schaffen. Das, was ist, ist aber nicht zufällig an diesem und jenem Ort. Die Landschaft hat die Gemeindeakademie auch in Stil, Methoden und Programm geprägt. Das

Predigerseminar schafft eine Art „Gemeinsames Leben“, jene kollegialen Verbände, die manchmal als Klüngel erscheinen und doch auch ein Netzwerk kollegialer Beratung und Tröstung sein können. Am anderen Ort wurde der Kampf gegen ein Regime und seine Allmachtsansprüche geführt und mancher Einrichtung tut es gut, nicht so glänzend und toll zu auszusehen, weil das der Glaubwürdigkeit ihrer Arbeit dient. Alles egal. Man kündigt schon mal hinderliche Vereinbarungen, beschäftigt die Einrichtungen mit Debatten, die schon deswegen so ärgerlich sind, weil all ihr Denken auf einen fremden (und insgeheim vorgegebenen) Plan hinauslaufen soll, der abschließend als ihr eigener ausgegeben werden kann.

Nicht aus dem Nichts kommt sie und die neue Welt muss in eine vorhandene (große) Hülle: Beton, Ende der 60er Jahre, lange Flure und die Zimmer wie Hasenställe eins neben dem anderen. Die Hülle bestimmt mit, was möglich ist. Und der Geist eines Hauses erfüllt die Arbeit in ihm. Über 20 000 qm, dagegen ist das Schloss in Markt Einersheim ein Gartenhaus. In Nürnberg kann man Beispiele sehen, wie dominant ein Gebäude sein kann, wie es Menschen klein macht, die drinnen und die draußen. Das war die Überwältigungsstrategie des Dritten Reiches, von der man etwas auch spürt zwischen den Bankhochhäusern in Frankfurt oder Berlin. Will unsere Kirche das, darf, kann sie das wollen? Wenn ich mir vorstelle, da steht jemand und sieht die Latte kirchlicher Einrichtungen in einem Gebäude: Es könnte so überwältigen, dass man lieber gleich wieder geht, ein zweites Landeskirchenamt, tröstlich vielleicht für jene Franken, die immer schon das LKA in Nürnberg haben wollten und die mit einem Ministerpräsidenten allein nicht zufrieden sind.

Schöpfer sein: Bei meinen Anlagen waren am Ende die Kurven zu eng, die Strecken zu kurz und die Mittel zu gering, um alles der Idee entsprechend laufen zu machen. Man hätte das Haus um die Anlage bauen müssen. Ich zweifle, dass es bei B1 anders ist. Meine Modellbahn

konnte ich wieder einreißen, nicht ohne Verluste, aber unschädlich für Welt und Kirche. Ob das bei B1 auch so ist? Nur aus der Ferne scheint alles klein....

Martin Ost, Berlin

Liebe Leserin, lieber Leser!

grade ist die November-Hauptvorstandssitzung zu Ende. Da fällt mein Blick auf einen Stapel violetter Broschüren. „KSB-Kirchliche Studienbegleitung“ lese ich, und weil ich als Schriftleiter gerne mit den Entwicklungen in unserer Kirche Schritt halten möchte, was mir als Ruheständler nicht so ganz leicht fällt, nehme ich eine Broschüre mit.

Einige Tage später fange ich in der Broschüre zu blättern an. „Volles Programm“ denke ich. Während des ganzen Studiums finden da Veranstaltungen statt. „Da haben wir in den 70ern sehr frei studiert“ denke ich weiter. Wir hatten Gespräche mit dem zuständigen Oberkirchenrat, wir erfuhren, dass es geraten sei, sich bald in die Anwärterliste eintragen zu lassen. Wir hatten ein theoriebegleitetes Gemeindepraktikum von vier Wochen. Das wars mit der kirchlichen Studienbegleitung. Wir hatten auch keine Zwischenprüfung. Und wir studierten so fünf, sechs Jahre; ein paar, die Latein und Griechisch von der Schule mitgebracht hatten, auch etwas kürzer. Inzwischen sind über vierzig Jahre vergangen und die Begleitung der Studierenden ist offensichtlich wesentlich intensiver geworden. Vielleicht spielt ja auch eine Rolle, dass man heutzutage ohne Wehr- bzw. Zivildienst ins Studium gehen kann. Wir vom Jahrgang 1953 mussten meist ein Jahr oder mehr

raus aus dem Schul- und Lernbetrieb nach 13 Jahren und uns mit mehr praktisch orientierten Menschen in Bundeswehr und sozialen Einrichtungen konfrontieren. Das war gut. Es half zur Besinnung zu kommen im Blick auf unüberlegte oder kaum vorhandene Studien- und Berufsvorstellungen.

Nun also volles Programm mit der KSB. Und das Wort „verpflichtend“ kommt auf S. 10 gleich dreimal vor. „Gibt es wohl so leichtsinnige Hunde, die denken, es sei ein Klacks, Pfarrer*in zu werden“ frage ich mich. „Oder möchte die Landeskirche die nicht so stromlinienförmigen jungen Hupfer rechtzeitig aussortieren?“ Trouble im Dienst ist ja kostspielig und nervenaufreibend, für verschiedene Etagen bzw. Verantwortungsträger*innen.

Ich hoffe, dass auch in Zukunft noch Platz ist für kantige Individuen unter den Pfarrer*innen. Zu den Charismen gehört doch mehr als willfähriger Gehorsam und Arbeitsfreude bzw. Arbeitswut. Kein Zweifel, der Pfarrdienst hat was mit Pflicht zu tun. Aber nicht mit Gleichschaltung.

Ihr CW

mit guten Wünschen für eine nicht gleichgeschaltete Pflichterfüllung in 2018

Bericht Partnerschaft Bayern-Ungarn 25 Jahre

Wer heute nach Ungarn fährt, sollte alle Nostalgie („Ich denke oft an Piroschka“, Roma-Romantik, Opettenwelt) vergessen. Ungarn ist ein modernes demokratisches Land. Dies bemerkten auch die über 300 Teilnehmer aus Bayern beim Treffen anlässlich des 25jährigen Bestehens der Partnerschaft zwischen der Evang.-Luth. Kirche in Bayern und der Evang.-Luth. Kirche Ungarns in Bonyhad (Südwestungarn) vom 6.-9. Juli 2017, das unter dem Thema „Früchte tragen“ stand.

Die Partnerschaftstagung war eingebettet in das 500jährige Reformationsjubiläum 2017. Mit den Worten „Liebe „Weinleser“ begrüßte der ungarische leitende Bischof Peter Gancs die Gäste aus Bayern wie auch die ungarischen Teilnehmer am Anreiseabend; denn es war Beginn der Weinlese in Südwestungarn. In seiner Andacht über Psalm 1,1-3 erinnerte er an Gottes Segen, der über der Partnerschaft liegt und die dem Baum aus Psalm 1 gleicht, der zu seiner Zeit Früchte trägt. „Wir wissen, dass die Frucht nicht um ihrer selbst Willen reift, sondern um deretwillen, die sich ihrer erfreuen und die ihren Duft und ihr Aroma genießen. Die Frucht trägt indes auch das Geschenk der Zukunft in sich – die Chance und die Verheißung auf künftige fruchttragende Bäume.“ Damit war das Spektrum von Vergangenheit und Zukunft der Partnerschaft aufgezeigt. Grußworte, Vorträge, Bibelarbeiten und Gespräche wurden von der Musik einer Jugendband umrahmt.

Der Freitagvormittag war dem Kennenlernen der Stadt und der Kultur der Völgyseg-Region vorbehalten und zeigte auch die Wechselbeziehung zwischen Stadt und Land

auf. Um sie zu erleben bestanden drei Möglichkeiten: 1. Bonyhad, eine deutsche Stadt mit 13 000 Einwohnern, mit evangelisch-lutherischem Gymnasium, dem Museum der Völgyseg-Region, einer katholischen, einer evangelischen Kirche und einer zerstörten Synagoge, Banken und Einkaufszentren. An ihrer Häuserbauweise lässt sich erkennen, wie sich das ehemalige Dorf Bonyhad/Bonnhard mit seinen Patrizierhäusern zu einer Stadt entwickelte. – 2. Pecs (Fünfkirchen), Kulturhauptstadt 2010; Zsolnay-Viertel mit Porzellanfabrik. – 3. Graboc, Szalkaer See, serbisch-orthodoxe Kirche mit Jugendprogramm.

Der Ausflug ins Umland führte auch in die wechselvolle ungarische Geschichte ein. Pecs wurde als eine der frühesten Universitätsstädte des deutschen Reiches 1367 in Ungarn gegründet. Die Universität ist heute größter Arbeitsgeber von Pecs. Der Dom wurde während der Türkenherrschaft als Moschee verwendet. Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte dann sein Umbau im Stil der Neoromanik. Von einem der ca. 40 m hohen Domtürme lässt sich die Stadt überblicken. Römische Grabkammern, mit frühchristlichen Motiven freigelegt, können neben dem Domplatz besichtigt werden. Ein Gang durch die Altstadt Pecs lässt die im 16. und 17. Jahrhundert gebauten Moscheen, Paläste und Märkte erkennen. Die Synagoge ist religiöser Mittelpunkt der 1 000 lebenden Juden in Pecs, die durch karitative Arbeit wirken.

In Pecs, das in 2. Weltkrieg nicht zerstört wurde, begann der industrielle wirtschaftliche Aufschwung durch den Steinkohle- und vor allem Uranerzabbau. Dies führte zu einem Anstieg der Bevölkerungszahl. 2004 wurde die Kohleförderung eingestellt. 2010 wurde Pecs Europäische Kulturhauptstadt mit Essen in Deutschland und Istanbul (Türkei) In Pecs gehören 40% der Be-

völkerung der katholischen Kirche an, 5% der reformierten und 1,5% der evangelisch-lutherischen. Die bedeutendsten Minderheiten sind die Deutschen, Serben und Kroaten. Sie haben Unterricht in ihrer Muttersprache.

Östlich von Pecs befindet sich das Schlachtfeld Mohacs, auf dem das ungarische Heer mit seinem König und seinen Adligen von dem Türkenheer 1526 besiegt wurde. Damit begann eine 150jährige Türkenherrschaft in Ungarn. Der Name des Ortes steht in Ungarn sprichwörtlich für Verlust. Die Ungarn trösteten sich angesichts der alltäglichen Katastrophen mit den Worten „Bei Mohacs ging mehr verloren“.

Am Nachmittag stellten sich die Partnerschaften vor. Von bayerischer Seite hatten Gustav-Adolf-Werk Neuendettelsau, Herzogsägmühle Peiting, Diakonie Rummelsberg, Wilhelm-Löhe-Realschule Nürnberg, Evangelischen Hochschule Nürnberg, Augustana-Hochschule Neuendettelsau und die Universität Erlangen-Nürnberg Informationsstände aufgebaut. Es wurden Kurzinterviews der Gemeindeglieder und der Bildungs- und diakonischen Institutionen gegeben. Die Kindergartenkinder aus Soltvadkert zeigten ihr Können. Dann folgte der Festakt mit Grußworten von Bischof Gancs, OKR Michael Martin, der Bürgermeisterin Ibolya Filone Ferencz, des Bischofs Fabiany und des Dekans Andras Ardi. Es schloss sich eine symbolische Pflanzung von 25 Bäumen im Garten des Gymnasiums an. Der Abend wurde mit der Musik des Gospelchores aus Pecs beendet.

Am Samstag fand ein Workshop über Bildung und Schule als Frucht der Reformation aus deutscher Sicht (Referent Dr. Gerhard Pfeiffer) und ungarischer Sicht (Referentin Eva Hohlne) statt, ergänzt durch praxisnahe Ausführungen zur kirchlichen

Erziehung im Kindergarten in Soltvadkert durch die dortige Pfarrer*in und Kindergartenleiterin und durch Sigrid Schmidts vom Verband evangelischer Kindertagesstätten in Bayern. Neue Einsichten brachte der Workshop Diakonie über Inklusion und Diakonat, geleitet vom Präsidenten des Diakonischen Werks Bayern, Michael Bammessel, und seinem ungarischen Partner György.

Einen geschichtlichen Abriss gab der Workshop mit den Gründern der Partnerschaft zwischen der Evang.-Luth. Kirche in Bayern und Ungarn. Dieser Workshop leitete über zu den Zukunftsfragen der Kirche, so Kirche auf dem Land und soziale Arbeit als Zukunftsberuf von der Evangelischen Hochschule Nürnberg.

Daneben gab es für die Schüler und Schülerinnen aus Bonyhad und Deutschland kreative Workshops über Reformationsgeschichte und Musik sowie einen Theaterworkshop der Dag-Hammerskjöld-Schule Würzburg. Auch ein Fußballspiel zwischen ungarischen und deutschen Theologiestudenten wurde ausgetragen.

Der Nachmittag beinhaltete ein reiches geschichtliches und kulturelles Programm mit Ausstellungstafeln in den Räumen des Gymnasiums. So „Werte der Reformation im Völgyseg“-Vorstellung der Traditionen und Kultur der Protestanten in der Gegend von Bonyhad; ungarndeutsche Volkstanzgruppen, Chöre und Vorträge über kirchlichen, architektonischen kunsthistorischen Schätze des Völgyseg. Beachtenswert waren die Vorträge über die protestantische Mentalitätsgeschichte; „Die protestantischen Andenken des Komitats Tolnau“ und „Die Reformation als kirchenbildender Faktor im protestantischen Kirchenbau Süd-Transdanubiens“ Hingewiesen sei darauf, dass durch das Toleranzpatent Kaiser Joseph II, 1781, die Protestanten ihre Kirchen

ohne Turm bauen durften und der Eingang musste an der Straßenseite sein. Erst im 19. Jahrhundert fanden sich auch bei protestantischen Kirchenbauten Turm und Haupteingang. Zwei geschichtliche Vorträge über „Die Ungarndeutschen der Völgyseg-Region von der Besiedlung bis heute“ und „Tabuthemen: Malenkij robot (= Zwangsarbeit) und die Ein- und Aussiedlungen“ schilderten die Zeit der Besiedlung Südwestungarns durch Deutsche und ihre im Glauben ertragene Leidenszeit nach den beiden Weltkriegen. Die Abendandacht hielt Präsident Michael Bammessel. Am Abend gab es noch ein unterhaltsames Programm mit dem Magier Gabor Holcz.

Den Abschlussgottesdienst am Sonntag hielt Oberkirchenrat Michael Martin über das himmlische Paradies unter Gottes Herrschaft (Offenbarung 22).

Das Resümee der Tagung: Einblicke und Ausblicke über die lebendige Evang.-Lutherische Kirche in Südwest Ungarn, zeigten die gleichen Herausforderungen wie in unserer Evang.-Lutherischen Kirche in Bayern: Entvölkerung des Landes, Wegzug der Jugend aus Arbeitsgründen in die Stadt und die Rolle des Pfarrers auf dem Land.. Als Lösung haben die Ungarn gefunden: Stärkung der Ortsgemeinden durch Kinderarbeit, Gruppenbildung von jung und alt, Frauengruppen, Kirchenchöre und diakonische Arbeit. Diese Gruppen beleben die kirchliche und öffentliche Gemeinschaft.

Seit 2007 geben die Ungarndeutschen in Bonyhad (=Bonnhard) durch ihre Selbstverwaltung eine Zeitung „Bonnharder Nachrichten“ mit dem Untertitel „Aus dem Leben der Ungarndeutschen in und um Bonnhard“ heraus. Sie wird von der ungarischen Regierung anerkannt und unterstützt, weil sie die Identität der Ungarndeutschen fördert.

Die Redakteure dieser Zeitung arbeiten ehrenamtlich. Partnerschaftstreffen, Gemeindefest, Gemeindefest mit Kindern, Pflege der deutschen Sprache in Ungarn, Familienereignisse und geschichtliche Artikel werden abgedruckt.

Für die Ungarndeutschen ist die Erinnerung und Pflege der Tradition keine Nostalgie, sondern nach dem Wort Thomas Morus „das Weiter-

geben der Flamme.“ Das Wissen um die Tradition stärkt das persönliche Bewusstsein und auch den Weg in die Zukunft. In diesem Sinne haben die Partnerschaftstreffen zwischen der Evang.-Luth. Kirche in Bayern und in Ungarn ihren Sinn und ihre Bedeutung und sollten fortgesetzt werden.

Pfr. Dr. Horst Jesse, M.A., München

Ankündigungen

Diakonie.Kolleg Nürnberg

■ Umgang mit Konflikten im Führungsalltag

10.04.18 Augsburg

Durch das Kennenlernen und modellhafte Ausprobieren einiger bewährter Basismethoden wird Ihre Konfliktlösungskompetenz als Führungskraft gestärkt.

Referent: Prof. Dr. Friedrich Glasl

■ Workshop Interkulturelle Kompetenz in der sozialen Arbeit

11.-12.04.18 Augsburg

Seminar für Mitarbeiter/innen, die in ihrem Arbeitsalltag AUCH mit Menschen mit Migrationshintergrund zu tun haben.

Referent: Fahim Sobat

Information und Anmeldung:

Diakonie.Kolleg. Bayern.

Tel. 0911 9354-412

info@diakoniekolleg.de

www.diakoniekolleg.de

■ Männer im Betrieb: Veränderungen und Perspektiven

15.-17.02.18 Tutzing

Was bedeutet die tradierte und sich ändernde Geschlechterrolle für die Berufsbiografie? Folgerungen aus Männerarbeit und Männerforschung für Entscheidungsprozesse, Führung, Kommunikation, Arbeitssicherheit? Wie finden Männer neue Organisationsformen im Betrieb?

■ Familienleben - Wunsch und Wirklichkeit

02.-04.03.18 Heilsbronn

Kein Familienleben ohne Kompromiss, kein Lebensentwurf ohne Zwänge: Wie wollen, wie können Familien leben? Ein Dialog mit Sozialwissenschaften und Politik.

Weitere Informationen sowie Anmeldungen online unter www.ev-akademie-tutzing.de

Evang. Akademie Tutzing

■ Das Theater als Ehefrau, der Film als Geliebte

02.-04.02.18 Tutzing

Zum 100. Geburtstag des Filmemachers, Regisseurs und Autors Ingmar Bergman betrachten wir Leben, Werk und Aktualität.

■ Gott in der Mitte, die Welt im Herzen

Die Versöhnung des äußeren mit dem inneren Menschen nach 1. Mose 1-3
16.-18.03.18

EBZ Bad Alexandersbad

In der Beschäftigung mit den biblischen Texten aus der Schöpfungsgeschichte wollen wir dem Geheimnis eines gelingenden Menschseins auf die Spur kommen und überlegen, was dies für unsere eigene Lebens- und Glaubenspraxis bedeutet. .

Leitung: Dr. Peter Hirschberg

Kosten: 130,00 EUR im Einzelzimmer

Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad, Tel. 09232 9939-0,
info@ebz-alexandersbad.de
www.ebz-alexandersbad.de

EBZ Hesselberg

■ Mit der Bibel ins Jahr starten:

Gottes-„Bilder“

12.-14.01.18

Die Bibel spricht in einer Fülle von Bildern über Gott – als Hirte, Vater, König, Fels usw. Was bedeuten diese Bilder heute?.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Singfreizeit

19.-21.01.18

Proben mehrstimmiger geistliche Chormusik aus verschiedenen Epochen. Zum Abschluss werden die Chorwerke am Sonntagvormittag in einem Gottesdienst zur Aufführung gebracht. Notenkenntnisse und Chorserfahrung wünschenswert. Willkommen sind auch Gruppen oder Kirchenchöre.

Leitung: KMD Andreas Hantke (München)

■ Gesundheitswoche für Frauen

21.-25.01.18

mit Gesprächsrunden über Glauben und Leben, Körperwahrnehmungs- und Fitnessübungen, im hauseigenen Hallenbad, bei Wanderungen auf dem Hesselberg. Es können auch diverse Massagen gebucht werden.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Essen im Einklang mit Körper und Seele

27.01.18

Warum scheitern Diätversuche? Welcher wahre Hunger steckt hinter dem eigenen Essverhalten? Was hat das innere Gleichgewicht mit dem Übergewicht zu tun?

Anmeldung erforderlich.

Leitung: Erika Vorlauffer, Heilpraktikerin für Psychotherapie

■ Veeh-Harfen-Schnuppertag

03.02.18

Die Veeh-Harfe ist ein ideales Musikinstrument für alle, die schon immer gern Musik machen wollten, aber nie Zeit oder Gelegenheit dazu fanden. Vorkenntnisse oder ein eigenes Instrument nicht erforderlich.

Leitung: Johanna Greulich, Ergotherapeutin, autorisierte Veeh-Partnerin

■ Landfrauentag „Sucht“

08.02.18

Ort: Hesselberghalle, Wassertrüdingen; Eintritt frei

Beim Landfrauentag 2018 geht es um ein tiefes Verständnis für Suchterkrankungen, die jeden treffen können, unabhängig von Bildung und Beruf.

Referenten:

Gotthard Lehner, Klinikleiter

Karin Ernst, Dipl.-Psych.

Erna Scheiderer-Fremuth, Suchtberaterin

Pfr. Walter Engeler, Landwirtschaftliche Familienberatung der ELKB

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe und Team

Anmeldung und Information:

EBZ Hesselberg, Tel. 09854 10-0;

Fax: 10-50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

Homepage: www.ebz-hesselberg.de

Evang. Tagungsstätte Wildbad Rothenburg o. d. T.

■ Rothenburger Krippenweg

06.01.18

Mit Pfr. Herbert Dersch, für Kinder und Erwachsene gleichermaßen geeignet. Ausgangspunkt um 14 Uhr St. Wolfgangskirche am Klingentor. Ende im Wildbad Rothenburg.

Kosten: 5 Euro (nur Erwachsene)

Aktuelles und Service:

Tel. 09861 9770, www.wildbad.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ Das Licht aus der Höhe

- Gregorianikwochenende Epiphaniasszeit

Die Psalmen singend beten und betend singen in der Tradition des Gregorianischen Chorals

12.-14.01.18

Leitung: Sr. Dorothea Beate Krauß CCR
120 Euro Kursgebühr, 153 Euro Unterkunft und Verpflegung

■ Berührt vom Klang der Liebe

- Hinführung zum Herzensgebet

Annäherung an das persönliche Herzensgebet, stilles Sitzen, einfache Körper- und Atemwahrnehmungsübungen, inhaltliche Impulse und gemeinsames Singen. Einzelbegleitung auf Anfrage möglich.

18.-21.01.18

Leitung: Stephan Hachtmann
155 EUR Kursgebühr, 207 Euro Unterkunft und Verpflegung

■ „Halt an, wo läufst du hin?“

- Tage der Entschleunigung

An diesem Wochenende gehen wir einen Weg der bewussten Entschleunigung und üben uns ein in eine Haltung der Achtsamkeit auf uns selbst.

26. - 28.01.18

Leitung: Sr. Anke Sophia Schmidt CCR
110 Euro Kursgebühr, 138 Euro Unterkunft und Verpflegung

■ Mystik und Coaching

- Mystik und Persönlichkeitsentwicklung" – Basisseminar

In den Seminaren geht es um starke Impulse zur Persönlichkeitsentwicklung und um eine lebendige Mystik mit der Offenheit für heutige mystische Erfahrungen.

02.-04.02.18

Leitung: Prof. Dr. Sabine Bobert
180 Euro Kursgebühr, 153 Euro Unterkunft und Verpflegung

■ Lebendige Liturgie - Neue Zugänge zum eigenen gottesdienstlichen Handeln

Inspiriert von der Lebendigkeit frühchristlicher liturgischer Gebete und Formen befragen und vertiefen wir die eigene liturgische Praxis.

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

06.-09.02.18

Leitung: Pfr. Harald Vogt
130 Euro Kursgebühr, 196 Euro Unterkunft und Verpflegung im Haus St. Michael

Informationen: bildungsreferentin@schwanberg.de
Anmeldung unter:
Geistliches Zentrum Schwanberg
Rezeption
97348 Rödelsee
Tel.: 09323 32-128
E-Mail: rezeption@schwanberg.de
www.schwanberg.de

RPZ Heilsbronn

■ 12. Heilsbronner Lehrerinnen- und Lehrertag

„Mit gutem Grund gegen den Hass“
Gewaltfreie Verständigung, konstruktives Miteinander bei Kindern und Jugendlichen

09.05.18

Referentin: Prof. Dr. Elisabeth Naurath,
Universität Augsburg

Meldelisten bis Februar 2018 über die Schulleitungen, Meldetermin 09.04.18, Meldungen über FIBS nicht möglich! Fahrtkosten können nicht übernommen werden. Keine gesonderte Einberufung!

Letzte Meldung

Erleichterung

Aus einem Prospekt, zu den Verhältnissen in einer großen kirchlichen Einrichtung:

„Die Verpflegung ist einfach und kommt aus der Großküche auf dem Gelände. Kleine Imbissstuben sind gleich gegenüber.“

Kommentar: Aha, die Großverpflegung animiert eher zum Fasten. Aber es gibt schon ein paar externe Anbieter, die das ausgleichen ...

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an die Geschäftsstelle, Adressangaben siehe unten.

Der Hauptvorstand

Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer, Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt, Tel. 0162 8462658

Mail: christianweitnauer@gmx.de

in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Martin Müller (Hof), Marita Schiewe (Fürth), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner (Nürnberg)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persönliche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.

Für Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu garantieren.

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text (ohne „Freud und Leid“) finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax: 09861 400-139

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den

Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle:

Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg,

Tel. 0821 56974810, Fax: -11